



Kalide

Mädchen mit der Harfe

Kalides Mädchen mit der Harfe

Von Kurt Bimler

In einer illustrierten Beilage der Schlesischen Zeitung von 1928 hat Erwin Hinge seine Entdeckung eines eisernen Abgusses dieser Figur veröffentlicht. In den wenigen Zeilen Begleittext sagt Hinge, daß er wohl diese bisher als verschollen geltende Figur Kalides, die er im Garten des staatlichen Hüttenamtes in Gleiwitz fand, unserm Bildhauer zuschreiben dürfe. Er beruft sich nur auf die Notiz des Berliner Ausstellungskataloges der Akademie von 1838, welche das Gipsmodell eines niederknieenden und die Harfe berührenden Mädchens erwähnt. Irgendwelche Gründe für die Zuschreibungsnotwendigkeit an Kalide gibt Hinge nicht.

In meiner Kalidemonografie hatte ich diese Figur als verschollen bezeichnet. Tatsächlich haben wir einen Eisenabguß vor uns, dessen Inhalt zu der zitierten Katalogstelle zu stimmen scheint. Die Frage des Kunsthistorikers ist nun: Haben wir auch wirklich eine Schöpfung Kalides vor uns, oder ist es die Arbeit eines anderen Künstlers?

Es gehört natürlich die eingehende Kenntnis der Kunst unseres genialen Landsmannes einerseits und der gesamten Berliner Bildhauerschule andererseits dazu, um die Antwort zu geben.

Sie fällt für Kalide aus, eine Reihe von Momenten still kritischer Art spricht überzeugend für seine Autorschaft.

Wir dürfen das speziell Kalidesche hier nicht im inhaltlichen Motiv suchen, wenn unser Bildhauer auch darin gewöhnlich neue Wege gegangen ist oder sie gesucht hat. In der Bacchantin auf dem Panther, in den Mäusen, im Knaben mit dem Schwan oder mit dem Ziegenbock fixiert Kalide das Erleben, die Konzeption in der außerordentlich gefaßten und im stürmischen Rhythmus gebannten Komposition. Das vorliegende Motiv des Harfe spielenden Mädchens ist jedoch so zahm, so alltäglich, dürfte man fast sagen, daß es jeder seiner künstlerischen Zeitgenossen ebensogut gegeben haben könnte. Anders steht es um die Form. Hier springen zwei absondernde Momente in die Augen: Die Stellung und der Kopf.

Die Stellung des breitbeinig knieenden Mädchens ist eine Eigenheit, die keiner der klassizistisch arbeitenden Kollegen erfunden haben könnte. Von Zeitgenossen würde sie als gesucht und brutal bezeichnet worden sein. Ohne Verletzung des üblichen Schönheitsgefühls und des Anstandes gibt sich hier ein neues Bewegungsmotiv, das der Ber-

liner Schule durchaus fremd ist. Die Entfernung Kalides von dieser Schule tut sich in ihm überaus deutlich kund. Ebenso steht es um den Kopf des Mädchens. Das Individuelle des Gesichtes und der Haartracht fällt dem Kenner auf. Alles Hellenisierende ist darin vermieden, das realistische Porträt offenbart den eigenwilligen Künstler, dem die Persönlichkeit seines Modells, hier wahrscheinlich seiner Tochter, höher steht als das Kunstprinzip der Zeit, aus dessen Nichtachtung sich aber auch die oft bewiesene Geringschätzung des klassizistisch eingestellten Publikums ergibt.

Das heißt, daß die Figur unverkauft blieb. Kalide ließ trotzdem in seiner heimatlichen Eisengießerei Gleiwitz einen Abguß machen, der anstatt des Gipsmodells erhalten ist. Wir freuen uns, daß Oberschlesien auf diese Weise ein Kunstwerk gewonnen hat, und es wird Pflicht sein, den bisher im Freien aufgestellten mitgenommenen Eisenguß zu restaurieren und einen neuen Guß zur Aufstellung im Oberschlesischen Museum anzufertigen.

*

Die gebotene Gelegenheit der Vervollständigung der Kenntnis von Kalides Arbeiten benutze ich hier, um ein soeben von mir entdecktes noch unbekanntes Werk von Kalide zu nennen. Ich fand es im Ausstellungskatalog der schlesischen vaterländischen Gesellschaft von 1855, das unter der Nummer 585 zusammen mit dem „Pferd“ und dem „antiken Stier“ (Abguß davon im Gleiwitzer Museum) aufgezählt ist, das Gipsmodell einer Kuh, das als eines der Ergebnisse seiner bekannten Tierstudien aus dem Anfang des dritten Jahrzehntes auf der Ausstellung zu sehen war, und das als Begleit- oder vielmehr Folgeerscheinung seiner Kopie des antiken Stieres aufzufassen ist.

Frühlingslied

Von Christine von Winkler

Ruhevoll wechseln Schatten und Licht
Auf der morgenleuchtenden Wiese,
Karg erst begrünt,
Recken die Eichen,
Heilige Arme priesterlich aus,
Himmelan schwingt
Der Buchen zarter Gerüst,
Seliger Sehnsucht voll,
Leuchtend vom Maibaum umdacht.
Aber die Linde breitet sich rund,
Lächelnd im Schleier der makellosesten Schöne.
— Ach, wie stolz
Schleppen die Lammern

Schwer ihr Gewand auf dem lieblichen Rasen.
Sternentaler, zierlich und zart,
Hängt erst der Ahorn spärlich ins Licht,
Doch die Kastanie
Krauscht schon prangend im Festkleid.
— Liebliche Birke, du schauerst noch leis,
Zagst in der Röhle des Frühwinds,
Siehe, Wildhäschen spielen schon drollig
Wichleingleich dort im Grase,
Ach, und vieltausend Ringelblumen
Laten die Sternenaugen schon auf,
Dich zu grüßen, du Holde, du Schönste der Baum-
[frau.

Zum 60. Geburtstag von Robert Kurpiun

Robert Kurpiun, Oberschlesiens erfolgreicher Schriftstellerjubilär, hat in den letzten Wochen von vielen Seiten aufrichtige Worte der Anerkennung und Verehrung, der Achtung und Freundschaft gehört, und wenn es auch durchaus nicht seine Art ist, sich laut feiern zu lassen, so wird er es sich doch gefallen lassen müssen, wenn jetzt „Der Oberschlesier“ gewissermaßen den Ring schließt und die folgenden Gedenkblätter Robert Kurpiun und seinem Werke zweignet.

„Der Oberschlesier“ erfüllt damit nur eine selbstverständliche Pflicht; denn Robert Kurpiun gehört von Anfang an zu dem engeren Mitarbeiter- und Freundeskreis unserer Heimatzeitschrift. Er war immer zur Stelle, wenn wir seine Erfahrung und Hilfe brauchten. Auch gerade die Mitarbeit im „Oberschlesier“ war für ihn Grenzlanddienst. Dabei drängte er sich niemals mit seiner Meinung auf, sondern er fühlte sich immer als Teil unter Teilen, er wußte, daß gerade diese Gemeinschaftsarbeit unserm „Oberschlesier“ den besonderen Stempel aufdrückt.

Aber auch liebe persönliche Erinnerungen binden den unterzeichneten Herausgeber an Robert Kurpiun, angefangen von den schönen Jahren kurz vor dem Kriege, da ich als junger Lehrer im Hultschiner Ländchen seine Bücher las und als Bücherwart der örtlichen Volksbücherei sie gern bevorzugt ins Volk gab, wie es ihnen zukam! Unvergessen werden mir auch immer jener Nachmittag und Abend in schwerster ober-schlesischer Abstimmungszeit bleiben, da ich den deutschbesorgten Dichter in seinem Heim am Rande der gerade damals bedrohten ober-schlesischen Bergstadt Larnowig besuchte. Seither hat unsere deutsche Not im ober-schlesischen Grenzlande uns in Treue fest verbunden und uns wertbeständige Freundschaft schließen lassen.

Von den Feiern zum 60jährigen Geburtstag Robert Kurpiuns sei wenigstens die erhebende Ehrung des Dichters anläßlich der letzten Hauptversammlung des *Ch u s -* *verbandes deutscher Schriftsteller, Gau Oberschlesien* in Oppeln hier wiedergegeben. Pastor *Konrad Schmidt-Gleiwitz*, der 1. Vorsitzende dieser starken ober-schlesischen Schriftstellervereinigung, führte dort u. a. aus:

„Es ist für mich und viele andere immer das Schönste, die reinsten Freude gewesen, bei einem, der so wirkt wie Sie, zu gleicher Zeit den Menschen würdigen zu können, und ich glaube, wer Ihr Arbeiten kennt, der wird immer wieder Ihre hervorragende Persönlichkeit in wohlthuender Weise empfunden haben. Sie sind, ein Kind des deutschen Ostens, von Preußen hierher nach Oberschlesien gekommen. Es ist, als ob die Nähe der Grenze in Ihnen die Liebe zum Deutschtum ganz besonders geschürt und lebendig erhalten hat. Sie haben Ihre berufliche Arbeit sowohl der bergbaulichen Wissenschaft, als auch der Erziehung der Jugend zur Arbeit fürs Vaterland gewidmet.

Sie haben in dieser Hinsicht außerordentlich viel geleistet mit größter Treue und tun es jetzt in den letzten Jahren noch wiederum in ganz besonderem Maße zum Besten Oberschlesiens. Es ist zu wundern, wie Ihnen dabei noch Zeit und Frische geblieben ist, die Feder zu führen. Welcher Reichtum blüht vor mir auf, wenn ich mir vergegenwärtige, was Sie alles geschrieben haben. Auf vorderstem und gefährlichstem Posten stehend, haben Sie mit den Mitteln, die dem Schriftsteller gegeben sind, Schärfe und Klarheit des Wortes und überhaupt dem Vermögen, der ehrlichen Überzeugung Ausdruck zu geben, für Oberschlesiens Recht und Freiheit gekämpft.

Sie haben nie einen Feind gefürchtet und haben sich immer frei gefühlt, und die Liebe zu den Schwarzweißen hat Ihren Schaffensdrang nie erlahmen lassen. Sie haben mit glühendem Herzen die Schmach empfunden, die unser Vaterland traf, als Oberschlesien in zwei Teile zerrissen wurde. Sie haben die Schrecken des obereschlesischen Verzweiflungskampfes wie wenige geschildert, und Sie haben die Pflichttreue gezeichnet, mit der in diesem Kampf der deutsche Oberschlesier gekocht hat, und so wird Ihr Name noch in späteren Jahren genannt werden als der Name desjenigen Dichters, der in schwerster Zeit die Ehre Deutschlands und die Liebe zur Heimat hochhielt. Daher ist es uns Bedürfnis, Ihnen ein Zeichen unserer innigen Schätzung in dieser Stunde zu überreichen.“ (Der Redner überreicht Robert Kurpiun eine Bronzestatuette Friedrichs des Großen auf einem zylindrischen Marmorsockel.)

„Schlesischer Marmor und obereschlesisches Gußwerk. Ich glaube, diese Büste wird Ihnen immer eine liebe Erinnerung bleiben an Ihr Wirken in Oberschlesien. So nehmen Sie das Stück aus unseren Händen als ein Zeichen innigen Dankes für das, was Sie uns immer gewesen sind: Ein Mensch, ein Poet, ein Kämpfer. „Mit 40 Jahren ein Mann, mit 50 Jahren reif, mit 60 Jahren gehts auch noch an,“ so sind wir gewiß und wollen hoffen, daß Ihnen die Frische, die Sie bis jetzt ausgezeichnet hat, noch lange erhalten bleiben möge zum Segen für die Jugend, zum Segen für unsere Heimat und unser ganzes Vaterland.“

Bewegten Herzens will Robert Kurpiun in seiner Antwort von diesen Worten schöner Anerkennung manches streichen und geringer stellen und bekennt dann: „Ich habe mich bemüht, meine Mußestunden so zu nutzen, wie es der Allgemeinheit zum Vorteil ist. Daß manches nicht die Vollkommenheit und Größe erreicht hat, wie man es sich wünscht, das liegt im Menschlichen. In Bezug auf das Literarische möchte ich nur eins erwähnen: Daß es immer wenig ist, was wir in der richtigen innerlichen Form zum Ausdruck bringen können. Immer aber habe ich es ehrlich gemeint, und immer habe ich auch ehrlich die Arbeit auf mich genommen, die auszuführen war. Hier eben liegen die Grenzen für das menschliche Vermögen, und diese einzuhalten war ich immer bestrebt. Ich sehe das Verworrene nicht als das meiner Auffassung Gegebene an. Ich liebe das Geradlinige, Klare und Offene. Ich erkenne weiterhin, daß es nicht genug ist, mit der Kunst zu erschüttern, sondern daß Zweck und Sinn in der Kunst

liegt, die Herzen warm zu machen, zur Höhe zu führen und das Gute im Menschen zu wecken. Kunst ist Feierstunde, Märchenland. Ich sehe hinter jedem Kunstwerk einen lichten Schleier wehen, hinter diesem Schleier schauen wir in ein Sonnenland, das fernab von uns liegt. Unsere körperliche und geistige Wachstumsentwicklung verläuft in ähnlicher Richtung, von der innerlich und äußerlich gebundenen Jugend, von der Tiefe der Heimat zum großen Werk am Vaterland. Der Gipfel ist das Göttliche, von dem die möglichen Kräfte des Menschen zurückkehren in den Schoß der Erde. Das ist mein menschliches und zugleich literarisches Glaubensbekenntnis. Viele gehen andere Wege als ich im Denken und Glauben. Vielleicht bessere Wege. Gott sei mit ihnen, wenn sie das Ziel, das wir uns alle stecken, schneller und schöner erreichen, und wenn sie den Kräften, von denen sie sich zu diesem Ziel führen lassen, einen lebendigen Ausdruck geben. Die Hauptsache ist: mit frohem Herzen, hellen Augen und mit starkem Willen alles das zu tun, was uns zunächst selbst in unmittelbarer Nähe als hoch und heilig gilt.“

Erwähnt sei, daß die *Aufführung* seines Schauspiels „Die Schwarz-weißen“ in Gleiwitz, Bentzen und Peiskretscham durch die wagemutige Oberschlesische Wanderbühne unter Alfons Haydud vom Jubilar als ein wohlverdientes schönes Geburtstagsgeschenk aufgenommen worden ist.

Auch die *Kurpiunaffäre* des „Oberschlesiers“ möge der Dichter annehmen als gutgemeintes und ehrliches Bekenntnis zu seinem Schaffen und zu seiner lautereren Persönlichkeit! Wenn wir diesmal gleich *zwei* markante Männer Oberschlesiens über Robert Kurpiun berichten lassen, so vor allem deshalb, um die Wertschätzung offenbar zu machen, der sich Robert Kurpiun bei *allen* Verantwortungsbewußten erfreut. Und wenn Karl Kaisig und Willibald Köhler trotz ihres zunächst vielleicht verschiedenen Blickfeldes zum Schluß in Robert Kurpiun den verehrten Freund gleich herzlich begrüßen, so ist das eine recht wertvolle Lehre für unsere ober-schlesische Heimat- und Kulturarbeit: Nicht immer, wenn die eigene Meinung der von andern zuwiderläuft, diese andern gleich bis zum Weißbluten bekämpfen zu wollen, sondern auch sie — fest auf seiner Weltanschauung beharrend — gelten zu lassen und achten zu lernen! Damit fängt ja erst, wie kürzlich ein hervorragender ober-schlesischer Verwaltungsbeamter mit Recht meinte, Kultur an.

Karl Czgodroff.

Robert Kurpiun ist geboren am 13. April 1869 in Gandrinnen (Ostpr.) und lebt seit 1893 als Bergschullehrer in Oberschlesien, bis zur Abtretung Ostoberschlesiens in Tarnowitz, seither in Peiskretscham. Seine hauptsächlichsten Werke: „Der Mutter Blut“, Roman — „Bunt Volk“, Novelle. — „Die Schwarzweißen“, Schausp. — „Das schwarze Weib“, die Geschichte eines Einsamen aus dem Volke. — „Feierschicht“, ein Lesebuch für junge Berg- und Hüttenleute. — „Ultimo“ u. a. Novellen. — „Einbruch G. m. b. H.“, Lustspiel mit Gesang in 3 Aufz. — „Entrissenes Land“, Bilder aus Oberschlesien. — „Das Glammenhaus“, Roman. — „Berthold Ringmanns Heimkehr“, Erzähl. aus eines Landes tiefster Not. Eigene Lebensbeschreibung in „Der Bannwald“, Bd. I.

Die Starke*

Von Robert Kurpius

Zwei bescheidene Fenster schauen aus der großen Welt draußen freundlich hinein in das enge Stübchen der Barbara Collors und mühen sich um Licht und Wärme. Denn beide sind teuer geworden, strahlen oft nur aus dem dürftigen Eisenherd in der hintersten Ecke und werden sparsam gespeist aus dem kleinen Vorrat schwarzer Kohlen, den das arme Weiblein alle paar Tage auf ihrem gebückten Rücken in einem alten Sacke kuschelnd heranschleppt.

Doch jetzt ist der harte Winter gewichen. Vor dem Haus jubeln die Lerchen. Sonnenstrahlen umschmeicheln ihre Lieder, huschen über die ersten Weilchen am Hang, die Knospen am Fliederbusch und halten es nicht unter ihrer himmlischen Würde, sich im grauen Scheitel über dem pergamentnen Gesichtlein der alten, erdgeborenen Frau zu spiegeln, die am Fenstertisch sitzt und zerschlossene Wäsche ausbessert. Ein verstohlenes Lichtlein gleitet ab und huscht neugierig hinüber in die offenen blauen Augen eines zehnjährigen Knaben, der der Greisin gegenüber sitzt und ein Märchen vorliest. Das letzte Fünkchen aber findet über das Märchen hin seinen Weg in das Dunkel des Herdes, wo ein heimliches Flämmchen, Fünkchens Bruder, glimmt, und kuschelt sich zuletzt mollig in das warme Fell der grauen Kage, die unter dem Herde sitzt und spinnt. Ihr glatter Pelz ist so blank wie die Scheiben im Licht, wie die Kochgeschirre am Rahmen. Und der weißgeschenerte Fußboden hebt einen Wettstreit an mit den Vorhängen am Fenster und dem breitspurigen Tisch in der Mitte, der sich etwas Besonderes auf seine bligsaubere Platte einbildet.

Und spielt doch um alle Helle, allen Glanz im Stübchen der Starke, der Großmutter, die Not des Tages schon viele Jahre ihre ernste, grobkörnige Melodie. Doch — immerhin eine Melodie mit Dominante und Auflösung, mit Spannung und Ausklang, Wunsch und Erfüllung in des Lebensliedes ewiger Harmonie.

„Starke, warum fließt du immer?“ Der Knabe hat sein Märchen entlassen. Die Starke erhebt den Blick über die Brille. Stünde diese nicht dazwischen, man könnte die beiden Augenpaare für eins halten.

„Ja, Peterle, das ganze Leben ist des Herrgotts Fließstube.“

„Aber im Sommer, Großmutterle; da fließen wir nicht, im Garten, gelst?“

„Nein, mein Junge, der Herrgott muß auch mal Zeit haben, was Neues zu schaffen, damit wir hernach im langen Winter zu fließen haben, ja zu fließen!“

„Möcht auch mal ’ne n e u e Jacke haben, Starke,“ fordern die roten Lippen.

* Im Preisausschreiben zur Gewinnung oberöchl. Kurzgeschichten und Schilderungen 1928 mit einem Preise ausgezeichnet und hier als Erstdruck veröffentlicht.

„Geduld, Peterle, zu Pfingsten, da hab ich Geld beisammen.“ Und die alten Augen lachen, lachen so jung und blau wie die des Knaben und wie die ersten Veilchen am Hang.

„Ja, Starkele, aber wenn du noch ein einzig mal Kohlen im Sack schleppst, dann werd' ich böß, sehr böß, verstehst du!“

„Ja, ja, du wirst sehr böß! Jetzt, Peterle, trag den Pack Wäsche zur Frau Doktor, und ich werd' morgen im Garten anfangen. Von dem Geld für die Wäsche kaufst du dir für 'nen Böhm vom Bäcker . . .“

„Einen ganzen Böhm für Fastenbrezel?“ Der Junge hängt der Großmutter am Hals.

„Nu geh schon!“ Und wie er beglückt mit dem Packer davonspringt, schaut ihm die Greisin nach, bis er hinter der Ecke verschwindet. War das nicht ihre eigne Jugend?

— Die Starke legt die Enochige Hand über die Augen, als wollte sie das Bild festhalten. Ein beseligendes Aufatmen huscht über ihre Seele und flüstert in leisem, weichem Klingen, wie eine Aeolsharfe im ersten Morgenwind.

„Ja, wenn ich dich nicht hätt, mein Peterle!“ murmelt sie, und hinter dem Vorhang der Augen spielt sich alles wieder ab, was einst gewesen: Das Glück der Ehe und des Mannes früher Tod; sie allein mit der Not und vier Kindern. Eins folgte bald dem Vater, zwei rahn der Weltkrieg, und das letzte, die Lena, starb, als sie Peterle das Leben gab. Der Juranek Paul war aus dem Krieg auf Urlaub, heiraten wollt' er die Lena. Da war's geschehen und kostete ein Leben und — ein Kind der Sünde. Sünde? — Und wär's Sünde gewesen, blutrot, die zehn Jahre hätten sie schneeweiß gewaschen im ausufernden Strome von Arbeit und Not. —

Es klopft. Die Starke öffnet. Ein fremdes Gesicht.

„Inspektor Mühlhaus vom Wohlfahrtsamt.“

„Sind Sie die Witwe Collors?“ fragte der Eintretende freundlich. „Darf ich eintreten?“

„Bitt' schön,“ Während sie den Gast zur Fensterbank führt, wo das Licht hell auf sein Gesicht fällt, bemerkt sie, wie des Mannes Blicke forschend umhergleiten und jedes Ding im Zimmer abtasten. Was will er? Ein unerklärliches Gefühl inneren Widerstrebens warnt die Frau, auf der Hut zu sein.

„Also wie geht's, Frau Collors? Immer noch rüstig bei Ihren Jahren?“

„Gottseidank! Arbeit hab ich und Gesundheit. Mehr brauch ich nicht.“ Sie mustert mißtrauisch den Fremden.

„Nun ja, liebe Frau Collors, das ist sehr schön; die meisten denken nicht so; doch bei Ihrem Alter und mit dem Enkel ist's doch sehr schwer.“

„Hab mich noch nie beklagt. Es hat noch immer gelangt, wenn auch . . .“

„Nun sehen Sie! Und der Vater, tut er nichts für sein Kind?“

„Nein, soll's auch bleiben lassen!“

„Ist seine Pflicht, Frau Collors.“

„Zehn Jahre hab ich für das Kind gesorgt, vom ersten Atem an. Da hat der Herrgott die Mutterschaft von meiner sterbenden Tochter auf mich zurückgelegt. So ist's von Natur recht und soll auch bleiben!“ Bestimmt, naturgewachsen, fast drohend kommen die Worte; instinktiv schützend stellt sich die Greisin vor das Kind. Der Beamte weicht aus.

„Der Vater war Fleischergeselle. Sie kennen ihn?“

„Heute nicht mehr! Ging bei der Abstimmung für Geld auf die andre Seite.“

„Aber er verdient gut?“

„Kümmert mich nicht. Für mich ist er tot.“

„Und für sein Kind?“

„Ach. Das hat er verwirkt.“ Unerbittlich, ein Nichtschwert, blinkt das Urteil. Der Beamte steht vor harter Mauer.

„Das ist nicht klug, Frau Collors.“

„Klug oder nicht, Herr; hier geht's um Treue!“

„Sie sind alt, haben sich redlich gequält. Jeden Tag kann der Herrgott Sie zu sich rufen. Und dann . . .“

„Noch leb ich! Und solange ich die Hand rühren kann . . .“

„Vom Vater bekommen Sie nichts, die Arbeit geht auch nicht mehr . . .“

„Hab ich das Wohlfahrtsamt schon einmal um Hilfe angerufen, Herr?“

„Nein, Frau Collors; aber wir müssen vorschauen . . .“

„Das tu ich auch! Drei Jahre schenkt mir der Herrgott noch. Dann ist der Peter aus der Schule und tritt beim Gärtner Kern in die Lehre; alles schon abgemacht. Und zum Herbst bin ich fünfundsiebzig und krieg die Altersrente, da . . .“

„Zum Herbst . . . und in drei Jahren! Darauf verlassen wir uns nicht. Deshalb hat das Wohlfahrtsamt erwogen, den Peter in eine gute Anstalt . . .“

Wie von einem Schläge getroffen, zuckt die kleine Frau zusammen, kreidebleich; ihre Augen bohren sich in die des Sprechers, ihre Lippen beben, suchen nach Worten und finden keine.

„Beruhigen Sie sich, Frau Collors!“ Es ist ja nur . . .“

„Und das nennt sich Wohlfahrtsamt?“ quält es sich heraus.

„Wir meinen's gut mit Ihnen!“

„Wenn Sie einem Kind die Mutter, einer alten Frau die letzte Freude nehmen?“

„Daran denkt doch niemand, Frau Collors!“

„Oder bin ich eine Gäuferin, oder eine . . .“ Sie unterdrückt das schlimme Wort. Der Beamte hat sich erhoben, trotzig stehen sie gegeneinander, zwei Kämpfer, die Frau in stärkerer Stellung, bereit, ihr Liebstes bis aufs Blut zu verteidigen.

Da schnellst die Thür auf. Mit hochroten Wangen stürzt Peter herein, bemerkt den Fremden nicht, ist mit ein paar Sägen bei der Starke, die die Arme nach ihm ausbreitet und ihn, als ob sie ihn schützen wollte, an sich zieht. Im Nu ändert sich das Bild. Alles Harte weicht, heiße Flut bricht hervor und sprudelt über die erregten Lippen des Knaben.

„Starkele, eine ganze Mark mehr hab' ich gebracht. Und Brezeln kauf ich auch nicht. Du mußt erst neue Schuhe haben, gelt, in die Kirche zu gehn. Auch die Jacke brauch ich nicht. Die Frau Doktor hat mir einen feinen Anzug versprochen von ihrem Franz, und hier schickt sie eine Flasche Milch und zwei Apfelsinen. Für deine alten Zähne, gelt, brauchst nicht kauen. Und morgen gehen wir in den Garten. Da gibts Arbeit, Arbeit, vier Wochen lang! Ist das fein, Starkele? Und dann hat die Frau Doktor mir eine Eisenbahn versprochen, auch von ihrem Franzel . . .“

Commonschein, vom Kinde her, huscht über das welke Greisenantlig und verzüngt es. Ist das nicht die leibliche Mutter in engster Verkettung mit ihrem Kinde? Nur die rissigen Hände, deren eine mit sanftem Streicheln den braunen Schopf des Knaben liebkost, sprechen die alte Zeit aus. In den Augen aber steht ein Glanz, der in der eigenen Kindheit der alten Frau wurzelt.

„Nein, Peterle, wir bleiben beisammen, immer!“ Im Selbstgespräch gehen die Worte. Und dann halbblaut in weher Anklage:

„Muß ich mich auch nach dorthin wehren?“ Die Augen erheben sich, erwachen. Zwei heiße Tropfen suchen in tiefen Runen ihren Weg und fallen auf des Knaben Wange. Der Blick verwundert die Starke an, dann feindselig den Fremden.

Lautlose Stille, Himmelsgeläut. — Steht auf, — wächst, — und steigt zu Höhen und Tiefen, die keines Sterblichen Auge je ausmessen kann. — Was ist's? —

Der Beamte bricht das Schweigen. Seine Stimme geht tief, zittert, schwebt über heiligen Wassern.

„Frau Collors . . . es bleibt so . . . hier haben wir nichts zu tun. Nur wenn Sie uns rufen — dann kommen wir.“ Er reicht der Greisin die Hand und verläßt still das Zimmer . . .

Die Spannung zum Kampf jedoch bleibt, eines neuen Angriffs gewärtig. Und er kommt heran, kommt immer. In den folgenden Wochen wächst der Alten Sorge um ihren Enkel zur Leidenschaft, erhebt sich im Dunkel vor Tag, legt sich in tiefer Nacht erst zur Ruhe, findet sie nicht und späht in kurzgespannten Träumen mit brennenden Augen in die vorausdrohende Finsternis. Dort glaubt sie hinter düstern Wolken einen blutroten Schein zu sehen, der lautlos gespenstisch gegen sie heranschwebt.

Eines Tages ist er da. Am Feierabend steht die Starke am Herd und bereitet das lärgliche Mahl. Der Junge spielt auf der Gasse. Da tritt ohne anzuklopfen mit

Kurzem Gruß ein unterseßter Mann ein, formlos, anmaßend, äußerlich prozend in Ledermantel und Autokappe, die nicht zu ihm passen.

„Nun, Mutter Collors, leben Sie noch?“ Ein plumpes Lachen begleitet die gleichwertige Frage. Die Starke erschrickt; denn vor ihr steht der Juraneß.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ Wieder das polternde Lachen. „Will sehn, was mein Jung macht, he, Alte, wo ist er?“

Die Frau faßt sich schnell. Vor ihr steht, was sie im Traum schreckte. Nähe besiegt die Furcht.

„Ich kenne Sie nicht! Sehn Sie!“

„Oho, noch lange nicht! Mein Kind will ich haben! Gehört mir!“

„Daukt den Juraneß Paul sein Gewissen, daß er kommt?“ —

„Reden wir mal vernünftig, Mutter Collors,“ lenkt er ein. „Sie sollen nicht mehr in diesem Loch hier hausen. Los! Sie packen den Jungen ein und fahren gleich mit. Mein Auto hat Platz, die Villa auch.“

Die Starke sieht ihn groß und stumm an.

„Das Geschäft geht wie geschmiert, jeden Tag besser; sehen’s ja!“ Er bläht sich auf. „Oder, wenn Sie nicht mitwollen, auf’n paar braune Lappen kommt’s nicht an.“

„Danke schön! Wir sind blos für saubere Geschäfte.“

„Moi boze! Heut sieht jeder, wo er bleibt! Sehn Sie, ich hab’ ’n Weib, aber keine Kinder; kommen auch nicht. Wofür schafft man da?“

„Schaffen?“ — Womit einer sündigt, damit wird er bestraft.“

„Ach Blech! Geben Sie den Jungen her, basta! Was kostet er?“

Da lodert heller Zorn in Barbara Collors auf. Ihre Augen sprühen.

„Kaufen wollen Sie ihn? Eine Seele kaufen mit Ihrem sündigen Geld? Juraneß, das kommt vom Teufel!“

Verständnislos schüttelt er den Kopf und lacht sie überlegen an. Da zuckt eine Flamme heraus:

„Wo waren Sie, Juraneß, als der Peter zur Welt kam? Als sich die Lena vor Schande und Not die Seele aus dem Leib schrie und daran verblutete? Wo waren Sie da? Und nachher? Umsonst hätten Sie das Kind gehabt, und mit Recht: Heute nicht um eine Million! Nie!“ —

Wie ein geprügelter Hund duckt er sich. Dann begehrt er auf: „Ich muß mein Kind haben, und wenn mit Gewalt!“

„Versuchen Sie’s!“

Er wendet sich zum Gehen. An der Tür dreht er sich um, als wollte er noch etwas sagen, macht sich an seinem Handschuh zu schaffen, der zur Erde gefallen ist, und verläßt ohne Gruß das Zimmer.

Die alte Frau steht eine Weile unbeweglich; dann treibt sie etwas, an das Fenster zu treten. Vor dem Gasthause drüben steht ein Auto, von der Jugend staunend betrachtet. Plötzlich ein gellender Schrei, hilfesuchend. Zu Tode erschrickt das Weib. „Peter!“ — Sie will hinaus; die Füße versagen; das Auto jagt die Straße hinab, der nahen Grenze zu.

„Peter! Um Gotteswillen! Peter!“ — Da springt er schon herbei, erregt, außer Atem. „Starfa!“

„Peterle, Peterle, was taten sie dir?“ Des Knaben Körper bebt, stoßweise, atemlos fliegen die Worte:

„Starfa, wer war der Mann. — — fragte, wie ich heiß — — sollt mitfahren — — bis an die Grenze — oder weiter. Ich wollt' nicht. Mit Gewalt riß er mich in den Wagen — —. Ich schrie — schlug mit der Faust in sein Gesicht — — immerzu — da ließ er mich und — ich kam los. — Und er — — sah mich an, so — — so — — wie ein — — wie ein Tier — — wenn es — sterben will — —.“

Da fühlt und weiß die Starfa: Es war der Schrei nach dem Blut, dem eigenen Blut. Auf der Zunge liegt's ihr, zu sagen: es war dein Vater, den du schlugst. Doch sie schweigt.

Sie treten in die Stube, machen im Halbdunkel Licht. Da liegt auf dem Schemel bei der Tür ein Geldschein, hundert Mark. Der Knabe jauchzt; nun hat alle Not ein Ende. Was kann man dafür kaufen! Brot, Kleider, Schuhe, alles, ein ganzes Haus. Oder — nichts! Erst nach geraumer Weile unterbricht die alte Frau des Kindes Fragenstrom.

„Wohl, Peterle, das Geld ist für uns; aber — — es ist — — nicht ehrlich.“

„Nicht ehrlich? Großmutter! — Der feine Herr — —?“

„Ein Herr ist rechtschaffen und treu.“

„Und jener nicht? Und wir behalten das Geld nicht?“

„Nein!“ Krampfhaft zerknittert die Frau den Geldschein in ihrer Linken und öffnet die Tür zum Herdfeuer. Der Knabe springt herzu.

„Starfa, nicht ins Feuer! Ehrlich wollen wir ihn machen!“

Die Frau stutzt. Ehrlich machen? Hatte der Junge nicht recht? Kann das Geld nicht andern helfen? Ein kurzer Kampf. Des Kindes Augen hängen an der Großmutter.

„Ich hab's Starfele! Die Frau Barschke, acht Kinder und viel Hunger; der Vater gestorben. Da geben wir's. Wird's dann ehrlich?“

„Ja, Peterle, da wird's ehrlich, ganz ehrlich.“ Sie drückt des Jungen Kopf an ihre Brust; in die Augen kann sie ihn nicht sehen. Warum nicht? Schauten sie nicht tiefer als die ihren?

„Und daß es keiner sieht, Starfa, gelt? In den Armenkasten, schnell!“ Und schon hat

er von irgend wo einen alten Briefumschlag hervorgeholt, ihn geglättet, das Geld eingeschoben und mit ungesügten Buchstaben darauf geschrieben: Für die Witwe Barschke mit ihren acht Kindern ganz allein!

Dann stehen sich beide zum Gotteshaus — es ist noch offen und leer — und tun ganz heimlich mit stiller Freude den Schatz in den Armenkasten. Dabei hat die alte Frau das Gefühl, erst jetzt das volle Recht auf ihr Kind zurück erworben zu haben.

Abends sitzt sie vor des Enkels Bett, wacht und hält noch lange nach dem Nachtgebet des Knaben Hand in der ihren, bis der erlösende Schlaf die aufgeregte Kindesseele zur Ruhe gebracht hat. Dann schließt auch die alte Frau die Tagesrechnung mit ihrem Gott in einem Dankegebet für das Kind, daß in ihm eine hohe Kraft hinter ihr stünde, gegeben, ihrer hinübertastenden Seele den Weg zu weisen, sie ganz zu erfüllen und stark zu machen zum Ausbruch in die Ewigkeit.

Expressionismus, Neuklassiker und anderes

Zu Robert Kurpius' sechzigsten Geburtstag

Von Karl Kaisig

Robert Kurpius wird am 13. April d. J. sechzig Jahre alt und gedenkt zu gleicher Zeit einer vierzigjährigen Dienstzeit und eines zwanzigjährigen Dichtertraums. Der Schutzverband Deutschen Schriftsteller hat bei seiner Hauptversammlung vom 3. März d. J. sein Mitglied geziemend geehrt und Robert Kurpius hat in seiner liebenswürdig bescheidenen Art u. a. entgegnet, er sei kein „moderner“ Dichter. Das kann natürlich nur so gemeint sein, daß seine kerngesunde Dichternatur mit den vielerlei zweifelhaften Erscheinungen und Strömungen der Zeitkunst, mit Schaum und aufsteigenden Blasen im gärenden Hegenkessel des heutigen Schrifttums nichts zu tun haben will. Mich reizt es, dieser Äußerung weiter nachzugehen, der verneinenden Feststellung eine bejahende hinzuzufügen und zu untersuchen, welchen Platz Robert Kurpius im Gesamtbild der Gegenwartsliteratur einnimmt.

Die neuzeitliche Entwicklung der Literatur und der gesamten Kunst wird von drei Strebungen beherrscht: Originalität um jeden Preis, gesteigerter Ausdruck auf Kosten der Form und Auflösung der Wirklichkeit. Kulturgeschichtlich bedeutet das ein bewußtes Zurückdrängen der logisch denkenden (rationalen) Erkenntniskräfte zu gunsten der unmittelbar schauenden (mystisch-visionär-irrationalen); ein Zurückdrängen des Individualismus zu gunsten der Gemeinschaft. Es bedeutet den Beginn eines neuen Pendelschlages der Weltenuhr, dessen Vorgänger bis zur Renaissance, der Geburtsstunde des Individualismus, zurückreicht. Man pflegt das auch so auszudrücken, daß die *G e l e*

sich von der drückenden Vorherrschaft des Geistes zu befreien strebt, Seele hier als der Inbegriff aller naturhaft gefühls- und phantasiemäßigen inneren Kräfte betrachtet. Das alles kann hier nur andeutend berührt werden. Was Strindberg, Wedekind, Hasenclever u. a. Vertreter dieser Bewegung auf dem Gebiete der Literatur, Kandinski und sein Kreis in der Malerei, Strawinski, Krenek, Hindemith u. a. in der Musik mit glühender Seele suchen, ist der neue Mensch; was ihnen zunächst klar ist: die alte Welt muß aufgelöst, die Formen ihrer Kunst müssen wie Alteisen zertrümmert und umgeschmolzen werden. Diese machtvolle, aber noch reichlich ungeklärte revolutionäre Bewegung hat in der Kunst eine andere Art der Ausdrucksmittel in den Vordergrund gerückt. Im Expressionismus gilt nur die leidenschaftlich erregte, suchende Seele. Ihr höchster Ausdruck ist der Schrei. (Vgl. z. B. das Drama „Geschehen“ von August Stramm, erschienen 1916.) Die Sinnenwelt wird von dieser Kunst nicht wie beim alten Realismus und konsequenten Naturalismus mit möglichster Treue wiedergegeben, sondern als unnützer Umweg völlig beiseite geschoben oder, da dies auf die Dauer nicht angeht, nur benutzt, um seelische Vorgänge symbolhaft auszudrücken. Ein treffliches, wenn auch gemäßigtes Beispiel dieser Ausdrucksart ist Willibald Köhlers neuer Gedichtband „Der Ahne“, wenigstens der inneren Form nach — in der äußeren Form hängt diese Dichtung durch Rhythmus und Reim immer noch mit der alten, vom folgerichtigen Expressionismus totgesagten Kunst zusammen.

Robert Kurpiun ist kein Expressionist, kein Stürmer und Dränger, kein Sucher und Neutöner, in diesem Sinne also nicht modern. Aber neben den fortstürmenden, niederreisenden Kräften sind in einem gefunden Volkstum zu allen Zeiten die bewahrenden Kräfte am Werk, die Kunst und durch sie die Gesamtkultur der Gegenwart vor Verwilderungen zu schützen, vor Irrwegen zu bewahren. Die Vertreter dieser Richtung stehen den Hauptströmungen ihrer Zeit ablehnend gegenüber; sie schwimmen gegen den Strom. So finden wir auch in unserer Zeit abseits von den Sturmgefellen und Stilsuchern der neuen Kunst — sie mögen nun Aktivisten, Dadaisten, Dynamisten, Futuristen, Expressionisten oder Kubisten heißen — dichterische Kräfte still am Werk, das Erbe unserer Väter zu bewahren, die Überlieferungen unserer großen Dichtungszeiten hochzuhalten und ihre Ewigkeitswerte für die Gegenwart umzumünzen. Neuklassiker nennt man sie, ihr kritischer Wortführer ist Paul Ernst, ihr Einfluß ist nicht gering. Bei den späteren Werken von Frank Wedekind und Georg Kaiser, der sich neuerdings ausdrücklich als Platoniker bezeichnet, läßt er sich deutlich nachweisen. Sie sehen neben den Verfallerscheinungen die aufsteigenden Kräfte des Volkslebens; sie glauben nicht an einen Untergang des Abendlandes, sondern an seine Zukunft; sie zeigen in dichterischem Gewande die Kräfte, die zur Gesundung führen können. Die neue Zeit braucht nach ihrer Meinung Tatnaturen, die sich nicht treiben lassen von den Wellen

des Alltags, sondern ihr Leben selbst gestalten; Willensmenschen, in denen der kategorische Imperativ lebendig geworden ist, opferbereite Seelen mit dem starken Gefühl für die Nöte der Zeit und dafür, daß nach einem guten Wort unserer obererschlesischen Dichterin *mater admirabilis*: „*Aller Gnaden größte heißt ein Opfer sein.*“

In diesem Sinne aber ist Kurpiun durchaus und bis in die Fingerspitzen Gegenwarts-mensch. Seine Kunst ist durchglüht von ethischem Lebenswillen, vom Wirkenwollen am Webstuhl der Zeit. Zwei große Erlebnisse beherrschen in gleicher Weise sein Leben und sein Dichten: der strenge *P f l i c h t b e g r i f f* seines ostpreussischen Landsmannes Kant und die völkische Zerrissenheit seiner ostländischen Heimat. Die Rückkehr zu Kant, der bezeichnenderweise der Philosoph der Neuklassiker ist, bedeutet ihm die Erlösung aus den Wirren des heutigen sittlichen Relativismus zu einer strengen Pflichtenlehre, zur Selbstüberwindung und damit zur Überwindung der Zeitkrise, die letzten Endes der Trägheit des Herzens und der inneren Haltlosigkeit entspringt. Paul Ernst schreibt: „Es gibt nur ein ethisches Gebot: Treue gegen sich selbst.“ Es bleibt hinzuzufügen: Denn diese Treue schließt jede andere in sich. Robert Kurpiun widmet den ganzen Novellenband „Ultimo“¹ der Treue in ihren verschiedenen Erscheinungen als Treue gegen den Freund, die Familie, den Beruf, das Volk, vor allem als Treue gegen die Stimme des eigenen Gewissens. Das gleiche Bedürfnis, rein dazustehen vor sich selbst, ist die treibende Kraft seines letzten Romans „Das Flammenhaus“², in dem ein ostpreussischer Fischmeister durch gefälschte Zeugnisse zu Ansehen und Wohlstand gekommen ist, all das aber freiwillig von sich wirft, sogar seine junge Liebe gefährdet, weil er nicht weiter mit einer Lüge durchs Leben gehen will. Diese mannhafteste Auffassung vom Leben zieht sich als Leitmotiv mehr oder weniger deutlich durch alle seine Werke.

Mannhaft ist seine Problematik auch der sexuellen Frage gegenüber. Die Wedekindereien unserer Übermodernen können nicht darüber hinwegtäuschen, das Cernalität nicht der einzige Inhalt von Welt und Leben ist. Bei Robert Kurpiun geht es weiß Gott nicht Kinderstubenhaft her. Scharf prallen die Gegensätze aufeinander, schwerste seelische Konflikte enthüllen sich mit tragischer Wucht. Aber die Liebe der Geschlechter nimmt in seiner dichterischen Welt einen recht bescheidenen Raum ein, auch die Liebe in ihrer naturhaft-reinen Form. Mit ihren Irrwegen befaßt er sich gar nicht. Betrachten wir daraufhin z. B. den Roman „Das schwarze Weib“³, der die sagenumwobene Gestalt eines obererschlesischen Zinkkönigs zum Gegenstande hat. Die erlösende Wirkung geht schließlich ja von der Liebe aus, die ein hartes Herz zum Schmelzen bringt. Aber es ist die ruhrende Liebe eines zarten *K i n d e s*!

¹ Ultimo und andere Novellen. 5. Aufl. Dresden: Lehmann, 350 S.

² Das Flammenhaus. 5.—10. Aufl. Stuttgart: Dt. Verlagsanstalt.

³ Das schwarze Weib. Die Geschichte eines Einsamen aus dem Volk. 6. Aufl. Stuttgart: Dt. Verlagsanstalt. 404 S.

Neuklassiker ist Kurpiun vor allem in seinem Drama: „Die Schwarzweißen“.⁴ Paul Ernst weist in seinen theoretischen Werken (Der Weg zur Form u. a.) überzeugend nach, daß das Drama in seiner Höchstform, der Tragödie, nicht möglich ist beim Naturalismus, der sich auf die Lehre vom beherrschenden Einfluß der Umwelt (Milieutheorie von H. Taine) und der Vererbung (Darwinismus) stützt und demnach die Willensfreiheit und Selbstverantwortung leugnet. Die Tragödie braucht K ä m p f e r, die im Widerstreit der Pflichten der Stimme des Gewissens folgen, wenn sie auch physisch unterliegen. Im Sinne dieser Auffassung, der übrigens auch Bernhard Diebold in seinem sehr bedeutenden Werk „Anarchie im Drama“ zustimmt, ist Kurpiun ein Berufener, Sternheim z. B. nicht. Denn diesem fehlt der Wille und die Kraft zum geistigen Symbol, Kurpiun nicht.

Die „Schwarzweißen“, von Kurpiun selbst als Drama bezeichnet, sind nach der von Paul Ernst gegebenen Definition eine Tragödie im Sinne unserer besten Überlieferungen. Denn sie zeigen die zwingenden Formen des Dramas.

Warum aber sind sie zwingend? Weil sie, sagt Paul Ernst, wie alle dichterischen Formen nicht Geschöpfe des Zufalls sind, sondern erzeugt durch die ewig gleichen seelischen Ansprüche der Menschheit. Weil zwischen jeder strengen Form und den letzten menschlichen Werten, denen der Ethik und Metaphysik, eine wunderbare Verbindung besteht. „Eine gemeinsame Wurzel hat das Eitliche und das Ästhetische:: Die Notwendigkeit.“ Preussische Beamtenpflicht steht in den „Schwarzweißen“ gegen eine lazere Auffassung, die dann mit sich selbst in Widerstreit kommt. Ihr erliegt Regierungsrat von Karnowski. Der polnische Bluteinschlag, der ihn in einem Augenblicke sittlichen Dämmerzustandes gegen seine Beamtenpflicht fehlen läßt, macht das Stück doppelt „aktuell“ im höheren Sinne.

Damit kommen wir auf das andere große Erlebnis, das Kurpiuns Dichten befruchtet: Seine innere Verbundenheit mit den seelischen Grundfragen seines Grenzlanddaseins. Hören wir seine in Steinschrift gegebene Lebensskizze:

Wie ich Schriftsteller wurde

In der Frühe ein froher Weg durch sonnige Jugendtäler. Die Rosen blühten, die tiefen Wälder rauschten, und mein glücklicher Kahn glitt lautlos über die spiegelnden Seen Masurens. —

Und ich träumte — lange — lange. —

Wetterleuchten. Ferner Donner drang an mein Ohr. Dampf grollend kam er näher. Aus schwarzen Tiefen drang der rassende Takt der Arbeit. Ofenschlünde warfen flammende Fackeln gegen den nächtigen Himmel. Erzgepanzerte Feuerriesen reckten ihre gewaltigen Arme in die Wolken. Am Ende des Reichs sah ich ein deutsches

⁴ Die Schwarzweißen. Schauspiel in 5 Aufzügen. Dresden: Lehmann. 111 S.

Volk mit heißer, zitternder Seele um seine Auferstehung kämpfen.

Da erwachte ich. —

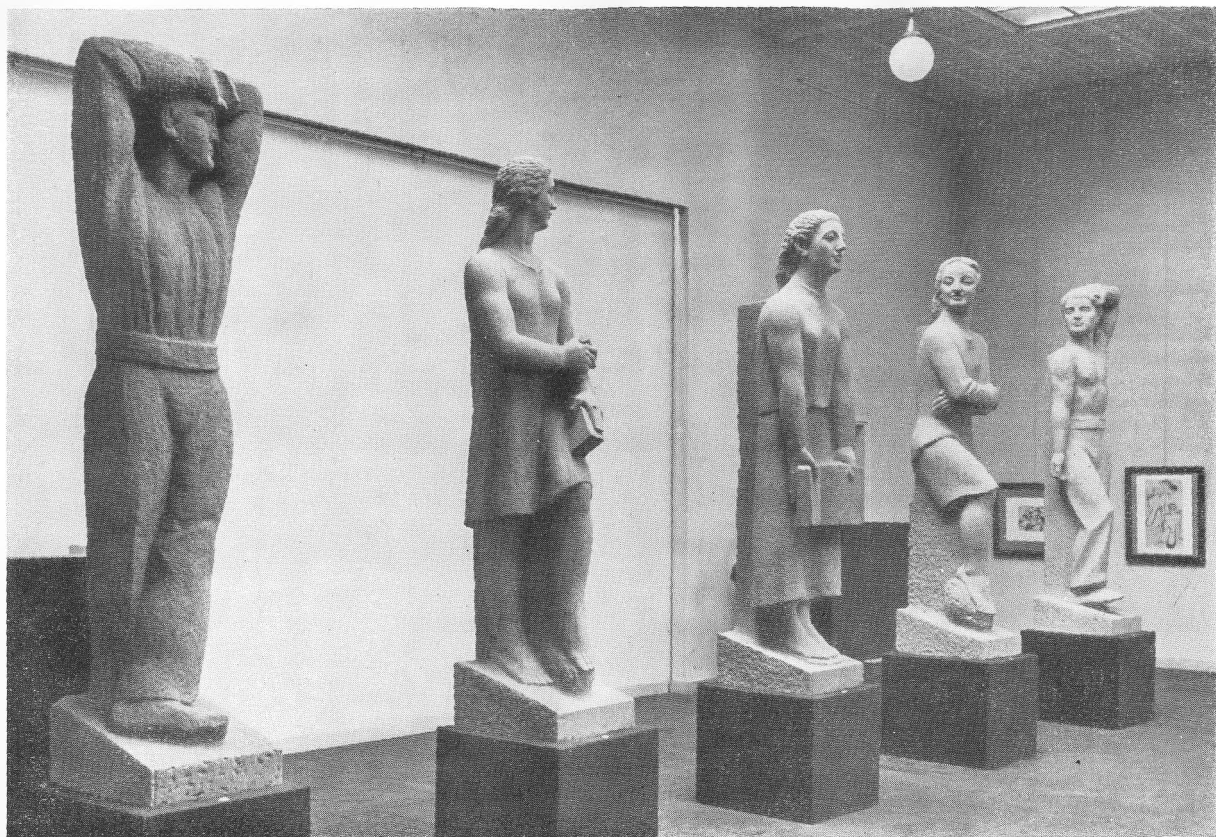
Es war schon spät am Mittag. —

An dem Erlebnis seiner östlichen Sendung, verbunden mit dem heißen Wunsch, an der Lösung dieser Aufgaben handelnd mitzuwirken, ist er zum Dichter erwacht. Die Frage, im besonderen die seelische Entwurzelung des Menschen der völkischen Erhebungsebene, wird ihm zum Problem der Gestaltung, womit er zugleich seiner Umwelt den Spiegel vorzuhalten bestrebt ist. Im Roman „Der Mutter Blut“⁵ ringt er noch mit der Form. Schon aber zeigt sich in der Fülle von gut gesehenen Gestalten aus dem Volksleben, in der atembeklemmenden Darstellung des Grubenunglücks, in der versöhnenden Legende des Pfarrers Gally von den Blonden und den Braunen die dichterische Kraft. Ein starkes Versprechen ist dieser Roman f. B. von der Kritik genannt worden. Den gleichen seelischen Widerstreit hat Robert Kurpiun in den Brennpunkt verschiedener seiner Erzählungen und Skizzen in den Novellenbänden „Ultimo“ und „Bunt Volk“⁶ gestellt. In dem Drama „Die Schwarzweißen“ verheimlicht Regierungsrat von Karnowski zugunsten des Polentums eine wichtige amtliche Verfügung, und der Verlobte seiner eigenen Tochter, der dies erfährt, muß pflichtgemäß Anzeige erstatten und damit sein Liebesglück zerstören. Ein kurzes Zaudern auf diesem klaren Wege der Pflicht, eine Gedankenfülle also, bestimmt ihn überdies, freiwillig sein Amt niederzulegen. Hier, im Widerstreit des Blutes mit sich selbst, finden wir, zum Teil in erschütternden Bildern, eine Not der Gegenwart, nicht kleiner als die materielle Not unserer Abbauezeit und die sogenannte sexuelle Not, die in Wahrheit das deutliche Anzeichen einer sittlichen Erschlaffung ist.

„Modern oder unmodern“ war der Ausgangspunkt meiner Studie. Das Ergebnis können wir in die von dem Ästhetiker Friedrich Vischer so gern gebrauchte Antithesenform „unmodern-modern“ kleiden. Unmodern in der bewußten Abweichung des Unausgegorenen in der Dichtung der Gegenwart, modern in der Festhaltung dessen, was den Wechsel der Zeiten überdauert, modern auch in ihrer wachen Hinwendung auf die Gegenwartsaufgaben seiner Landschaft und seines Volksteils. Der mir zugebilligte Raum gestattet mir leider nicht, auf anderes einzugehen, was gleichfalls hierher gehört, z. B. die Unterscheidung von Tendenz und Idee, von visionärer und deskriptiver Dichtung. Hoffentlich ergreift Robert Kurpiun selbst dazu durch ein neues Werk das Wort und bestätigt damit meine Vermutung und meine stille Hoffnung, daß der gegenwärtige Ruhepunkt seines Schaffens eine schöpferische Pause ist, ein Kräftesammeln zu neuem Anstieg. Robert Kurpiuns Begabung weist meiner Überzeugung nach auf die Novelle und die Tragödie, beide im innersten eng verwandt. Hier wird seine Kunst, wenn sie zu einem neuen Anstieg die Kraft hat, ihre reifsten Früchte pflücken.

⁵ Der Mutter Blut. Roman. 12. Aufl. Dresden: Lehmann. 404 S.

⁶ Bunt Volk. Novellen. 7. Aufl. Dresden: Lehmann. 352 S.



Architekturplastiken für Hindenburg O/Schl. von Robert Bednorz

Heroischer

Poesie

Wissende

Prosa

Streitender

Robert Kurpiun

(Ein Bekenntnis zu dem Sechzigjährigen)

Von Willibald Köhler

„Man hat sich um euch in eurem Winkel zu wenig gekümmert,“ läßt Robert Kurpiun den Meister Jasmuth in seinem Roman „Das Schwarze Weib“ sagen. Von hier aus läßt sich nicht nur die Tragik Oberschlesiens und seines Menschen begreifen, sondern auch die Bedeutung der schriftstellerischen Arbeit Robert Kurpiuns. Denn Robert Kurpiun hat sich um Oberschlesien, seine Wahlheimat, in der er nun 36 Jahre eingebürgert ist, herzlich gekümmert. Dieses sollte ihm und seinem Werke die Anteilnahme aller um die ostdeutsche Grenzlandfrage Besorgten sichern und ihm das Herz aller Oberschlesier und obererschlesisch Gesinnten gewinnen.

Dennoch stehen selbst in Oberschlesien viele, die guten Willens sind und den reinen Menschen Robert Kurpiun hochschätzen, von der Schar derer abseits, die heut den Sechzigjährigen und sein Werk feiern. Es sind ehrlich Gesinnte, die dem reinen Menschen Kurpiun nicht minder herzlich beglückwünschend die Hand drücken möchten, als die ihm ganz und gar Gleichgesinnten; die aber ein zartes Gewissen davon zurückhält, dies zu tun, ehe sie nicht ihr Herz durch eine Aussprache wider den Freund vor dem Freunde gereinigt haben. Für solche versuchen die folgenden Zeilen zu sprechen.

Auf ästhetische Forderungen eingeschworene, auf höchste Ansprüche eingestellte Leser werden Kurpiuns Bücher unbefriedigt aus der Hand legen. Ihr guter Wille und die Schätzung der Gesinnung eines Werkes kommen gegen ihre ästhetischen Bedenken nicht auf. Und doch sollten sie, sofern aufrichtiger Kultur- und Verständigungswille ihren Blick ostwärts kehrt, dieses nicht tun. Kultur- und Verständigungsarbeit kann ohne eingehende Kenntnis von Land und Leuten und ihrer Geschichte nicht geleistet werden. Robert Kurpiun, selbst Bergmann und bis heut im Bergschulwesen tätig, hat uns in seinen Romanen neben einem Stück Kulturgeschichte Oberschlesiens eine fast vollständige Geschichte des obererschlesischen Bergbaues vermittelt. — Robert Kurpiun ist ein begabter Fabulierer, der zu gestalten und einem Bühnenwerk den dramatischen Nerv zu verleihen versteht. Den Stellen aus seinem Werk, die undichterisch sind, lassen sich andere gegenüberstellen, die unwiderleglich Kurpiuns Dichtertum beweisen. Wahrhaft erlebter Stil wechselt mit unerlebtem ab. Eine eigene Sprache vermochte Kurpiun sich nicht zu prägen, und manche von den Altvorderen übernommene Redensart verstimmt den mit einem feinen Ohr für das unbedingt Echte begabten Leser. Ihm klingt manches falsch und scheint manches bei einem Vergleich mit der schmucklosen, aufrechten Persönlichkeit des Verfassers nicht übereinzustimmen. Kurpiun singt dennoch nicht falsch. Er ist nur beirrt. Die eigenen Klänge sind nicht stark genug, die pathetischen seiner pseudo-

heldischen Zeit zu verdrängen. Mit alledem ist aber das Wesentlichste noch nicht berührt.

Den Schriftsteller, dem die Literatur über Mensch und Menschlichkeit geht, nennen wir einen „Literaten“. Wir sehen in den Blendern, die vor ihrem unvollkommenen Menschentum eine betörend schöne Stirnseite aufrichten, ebensowenig wahre Künstler wie in den Gauklern auf den Märkten. Der Mensch, der hinter dem Werk steht, ist weniger als das Werk, und die Absicht zu täuschen, verstimmt.

Robert Kurpiun wird Tiefermeindenden lieber sein, als Legion dieser begabten Artisten. Er hat nicht die Absicht, durch sein Werk selber mehr zu scheinen als er ist. Vielleicht aber gibt er in seinem Werke einem Wesen in ehrlichster Absicht, dennoch mit Absicht, einen größeren Wert als ihm bei harmonischer Betrachtung des Lebens und der Welt zukommt. Vielleicht wird er von diesem Wesen beherrscht, dessen Beherrscher er bei harmonischem Menschentum, das allein vollkommenes Künstlertum ist, sein sollte; schweift der Menschentyp, den Robert Kurpiun darstellt, in einer Tugend aus, die die Harmonie vollkommenen Menschentums und damit vollendeten Künstlertums stört.

Robert Kurpiun ist seinem Namen und seiner Abstammung nach Urpreuße. Nicht bloß sein eigenes Leben und sein Handeln sind vom kategorischen Imperativ, der in seinem Geburtsland Gestalt gewonnen hat, streng geregelt, sondern auch seine Schriften. Mit einem von solchem Wesen gelenkten Blicke hat Robert Kurpiun auch seine Wahlheimat und ihre Menschen gemessen und beurteilt. Dieser Maßstab paßt indessen auf unser ganz und gar anderes, von doppeltem Blute gequältes, aber auch reich begnadetes Volk nicht. Robert Kurpiun hat diesen Maßstab ebenso liebend wie streng und mit dem selbstzugemessenen Rechte des Herrenmenschen an unsere Menschen angelegt. Von hier aus sind Blick und gestaltende Hand dem Gegenstand unangemessen. Solcher Blick und solche Hand machen aus einem Stanislaus von Molarski in den „Schwarzweißen“ einen armen Teufel — er ist es auch bei seiner Leidenschaftlichkeit des Unterdrückten —; aus einem Dr. Steinbronn, dem Regierungsrat in dem gleichen Schauspiel, einen in der Glorie seines Herrenmenschentums erstrahlenden Helden. Und dieser Steinbronn ist nicht minder ein armer Teufel, dessen harmonisches Menschentum durch ebendiese Pflichtveressenheit bedenklich gestört ist. Steinbronn's Preußentugend ist zu Pflichtfanatismus erstarrt, sein harmonisches Menschentum durch Ausschweifen in einer Tugend entartet; der Herrenmensch durch Pflichtveressenheit verflaut.

Die Zuneigung Kurpiuns zu dem Schwarzweißen beeinträchtigt seine Gerechtigkeit und somit sein Dichtertum, zu dessen Vollendung gerade die Gerechtigkeit ganz unerlässlich gehört. Der Dichter ist stets der Sachwalter der Gerechtigkeit gewesen. Kurpiuns Herz neigt seinem preußischen Wesen entsprechend eher bewundernd den Ausschweifun-

gen der Herrentugenden als gütig-mitleidig den Nöten und Untugenden der Unterdrückten zu.

In Kurpiuns Menschentum, dessen gerader Ausfluß sein Dichtertum ist, steht der Preusse über dem Menschen. Zuzeiten strahlt über diesem Werke ein kühles Nordlicht, uns ungewohnt und unwahrscheinlich fremd, die wir mit einem Seitenstrahl von südlicherem Licht erwärmt werden. Es steht nicht durchaus und überall in der Welt des Dichters, in deren Mitte der Mensch und nur der Mensch steht und die ihr Licht empfängt aus der für den Dichter höchsten Sphäre, wo uneingeschränkt Liebe und Gnade Urheimat haben.

Der Kreis der Gefahren, der Robert Kurpiuns Werk umwittert, ist damit gekennzeichnet. An vielen Enden ragt Kurpiuns Werk über ihn hinaus ins Absichtsvolle und Nationalistische. Der Nationalismus huldigt dem Grundsatz: right or wrong, my country.* Es kann das der Grundsatz eines starken Charakters sein, dem Dichter als dem Sachwalter der Gerechtigkeit ist es versagt, ihn zum Grundsatz seines Schaffens zu machen. Er ist der Steigbügel auf das pathetisch-heroische Pferd, dem auf hohem Cockel nationalistischer Stolz den Schritt und den Blick versteinert, sodaß es nicht mehr zu gesundem Erkundungsritt über die Grenzen zu sprengen vermag. — Der beschriebene Kreis schneidet den dichterisch gütigen von dem künstlerisch unzulänglichen Teile ab. Er bestimmt das dichterische Gewand, das dem reinen Menschen Robert Kurpiun angemessen worden ist auf Grund seiner Wesenheit, und entdeckt uns die Beirrungen des Menschen und Dichters, die unwesentlich sind und sein Dichtertum beeinträchtigen. Denn alles Absichtsvolle ist nicht Lüge, aber es ist nicht wesentlich und darnach undichterisch und in einem tieferen Sinne auch unwahr. Vielleicht hätte eine gütig-verständnisvolle Kritik manches mehr von Kurpiuns Werk in den Kreis des Gütigen gerückt, hätte sie sich reichlicher darum gekümmert.

Nach solcher Aussprache treten wir gereinigten Herzens vor den Dichter und Wahl-obereschlesier Robert Kurpiun, um ihn zu seinem sechzigsten Geburtstage zu beglückwünschen. Um die Größe der Dankbarkeit zu begreifen, mit der wir solches tun, müssen wir zu dem Ausgange unserer Abhandlung zurückkehren, wo es heißt: „... Man hat sich um euch in eurem Winkel zu wenig gekümmert.“ Robert Kurpiun aber hat sich um uns in Wort und Tat sechsunddreißig Jahre herzlich gekümmert! — Wir wollen ihm, was er uns gab, zurückgeben, indem wir uns unsererseits um sein Werk mehr bekümmern wollen.

* Recht oder unrecht, mein Land!

Die neuen Steinfiguren von Robert Bednorz

Von Rudolf Hillebrand

Der Bildhauer Robert Bednorz, Professor an der Staatlichen Kunstakademie in Breslau, ist für Schlesien gerade darum eine Hoffnung, weil seine Kunst, wenn auch in heimatlicher Eigenart wurzelnd, längst alle provinzielle Gebundenheit abgestreift und jenes Maß von Wert und Geltung sich erkämpft hat, das den Künstler von Bedeutung für immer den Treibhäusern hätschelnder Lokalpatrioten entrückt. Das letzte Jahrzehnt seines Schaffens, über das Konrad Hahn im „Oberschlesier“ vom Mai 1927 einen schönen Aufsatz schrieb, und besonders auch die fünf großen Steinfiguren, die er, als Preisträger in einem engeren Wettbewerb, jetzt für die neue Realschule in Hindenburg aus rötlichem Porphyrt gemeißelt hat, reihen ihn ein unter die ersten Repräsentanten unseres bildnerischen Zeitstiles, der — allerdings nicht im Sinne abgestandener Akademie-Ideale — als „klassisch“ bezeichnet werden kann, weil er, was die Natur ihm gab, durch den Geist geformt hat. So erfüllt sich hier in der Persönlichkeit eines Künstlers jenes geheime Gesetz, dem die Entwicklung der bildenden Kunst seit Jahrhunderten gehorcht: daß nämlich stets auf eine Zeit des Naturalismus eine romantische folgt, bis die Klassik die einander widerstrebenden Richtungen zu einem ausgeglichenen Zusammenwirken in sich vereinigt.

Diese Figuren konnten nicht entstehen ohne die naive Naturfreude der Bednorzschen Frühwerke, aber auch nicht ohne das schwere Ringen um die reine Form, zu dem das Erlebnis des Expressionismus diesen im guten Sinne modernen Künstler verpflichtete. Daß man ihnen den Kampf um ihr Werden so wenig ansieht, macht sie doppelt wertvoll. Denn von jeher ist ja in der Kunst das Einfachste am schwersten zu erreichen.

Bednorz, sonst ein Fanatiker des Unverhüllten, hat hier — an die Wünsche der Auftragegeber gebunden — bekleidete Gestalten geschaffen. Er hat dabei der Sprödigkeit des Porphyrs, die sich gleichsam wie rauhes Linnen um die jugendlichen Körperformen legt, einen neuen Reiz abgewonnen. Auch die Bestimmung der Figuren, als Bauplastik sich einer vorhandenen Architektur einzufügen, blieb nicht ohne Einfluß auf den Entwurf. Dies äußert sich zum Beispiel in der starken Aufsicht auf die Standfläche, die bei erhöhter Aufstellung der Plastiken verschwinden wird, wie auch, was weit wesentlicher ist, in der oberflächlichen Behandlung der Einzelheiten zugunsten einer großzügigen Herausarbeitung der für die Fernwirkung entscheidenden Linien und Flächen.

Wollen diese Fünf auch als ein Ganzes betrachtet und beurteilt sein, so sind sie doch im individuellen Ausdruck von einander deutlich gesondert wie die Sätze einer Sinfonie.

Die Mittelfigur, dem Beschauer zugewandt, hat Bednorz selbst als die „Wissende“ bezeichnet. Für den ersten Blick hat sie etwas von der „edlen Einfalt und stillen Größe“, die — nach Winckelmann — die Kunst der Griechen auszeichnete. Aber sie unterscheidet sich von jenen archaischen Werken eben durch das Wissen, — durch das Wissen um den Zwiespalt zwischen Körper und Geist, der durch das Christentum in die Welt kam und dem unbewußten Lebensgefühl, das aus antiken Götterbildern zu uns spricht, ein Ende bereitere. So ist sie nicht nur durch das Buch als Attribut, sondern in einem tieferen Sinne durch ihre ganze Erscheinung ein Symbol der Wissenschaft.

Ihr zu Seiten stehen die beiden vielleicht schönsten Figuren der Gruppe, links die „Lyrische“ in kenscher Empfindsamkeit, rechts die „Profaische“, die aber doch nur dann profaisch ist, wenn man ihrem Lächeln, das die Freuden der Sinne vorauszuahnen scheint, und der spielerischen Daseinslust eine so herbe Deutung geben will. Diese zwei Mädchengestalten sind von solch rührender Zartheit, daß man wieder vor dem alten Rätsel steht, wie eigentlich der Schöpferkraft eines Künstlers es gelingt, die zentnerschwere Steinmaterie so zu befeelen, daß die Kiesenlast des Körpers, vom Geist getragen, als leicht erscheint. Doch das bleibt unergründlich wie das Geheimnis allen Lebens.

Zur Profaischen gesellt sich rechts der „Sanguinische“, der Typ des weltlichen Streikers, durch den Gürtel geteilt zugleich und gefesselt, mit sich selbst noch nicht einig, daher immer bereit, mit dem einen Arm abzuwehren, mit dem andern zu empfangen. Ihm gilt der Sport mehr als die Kunst, und so wird er von der Jugend am ehesten verstanden werden.

Der Künstler aber hat sich im „Heroischen“, der auf der linken Seite den Abschluß bildet, selbst ein Denkmal gesetzt. Er führt uns den Helden nicht als Triumphatoren mit hohlem Pathos vor; wir erleben, wie in der „Eroica“, sein gigantisches Ringen, seine kraftvolle Selbsterlösung aus sich heraus. So wird vor unseren Augen der bannende Stein zum Menschen der Tat, der nur noch die Arme zu breiten braucht, um beglückend als wahrer Sieger vor uns zu stehen.

Wie sinnvoll diese Teile sich zu einem Ganzen fügen, das wird erst dann voll zu ermessen sein, wenn diese Gestalten in der umrahmenden Architektur auf jenem Plage stehen werden, auf dem sie, für immer der Arbeitsstätte ihres Meisters entführt, ihn und das Jahrhundert überdauern sollen.

Sonderaufgaben einer oberschlesischen Pädagogischen Akademie

Prorektor H. Volkmer, Liebenthal

Als die Nachricht durch die Presse ging, daß in Beuthen eine Pädagogische Akademie 1929 errichtet werden sollte, war man sich in pädagogischen Kreisen darüber klar, daß durch diese Gründung das oberschlesische Volksschulwesen eine ganz besondere Förderung erfahren würde. Wenn auch die Wucht der entgegenstehenden Hindernisse, vor allem die Rücksichtnahme auf die traurige Lage der katholischen Schulamtsbewerber und Schulamtsbewerberinnen, dazu geführt hat, daß Ostern 1929 in Preußen überhaupt keine *katholische* Akademie gegründet wird, so hat doch gerade dieses Gegenpiel von „Erwartung und Erfüllung“ den Blick für die Sonderaufgaben einer solchen Einrichtung in *Oberschlesien* geschärft. Auch die nicht unmittelbar im Dienste der Schule stehenden Leser des „*Oberschlesiens*“ dürften daher eine kurze Darlegung einiger dieser Sonderaufgaben gern vernehmen, zumal die Lösung wichtiger Volksbildungsaufgaben, die über den engen Arbeitsbezirk der Volksschule hinausgehen, durch die Gründung einer besonderen Pädagogischen Akademie für Oberschlesien stark beeinflusst wird.

Die Pädagogischen Akademien sind berufen, die im *Volkstum* der Landschaft ruhenden Kräfte der Volksschule und der Volksbildungsarbeit nutzbar zu machen. Gewiß haben auch unsere früheren Lehrerseminare auf diesem Gebiet mit ehrlichem Streben fleißig gearbeitet, aber ihre ganzen Verhältnisse waren viel zu eng umgrenzt, als daß diese Anstalten jene Aufgaben hätten bewältigen können. Die Pädagogischen Akademien sind ihrer äußeren und inneren Einrichtung nach in der Lage, diese im Volkstum ruhenden Kräfte zunächst *klar herauszustellen*, um schon dadurch die Studierenden mit innerer Anteilnahme für die Volkskunde der Landschaft zu erfüllen. Bei einer *oberschlesischen* Pädagogischen Akademie wird aller Voransicht nach noch der günstige Umstand hinzutreten, daß ihre Studierenden zum größten Teil aus *Oberschlesien* stammen. Vielleicht noch mehr als in anderen Pädagogischen Akademien werden die Mitglieder des Lehrkörpers darin wetteifern, das oberschlesische Volkstum wissenschaftlich zu bearbeiten, um in den verschiedenen Einzelzweigen der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften anschaulich darzulegen, welche Kräfte von hier aus auf den verschiedenen Kulturgebieten tätig waren. Von solchen Studien und Veröffentlichungen haben naturgemäß nicht nur die Studierenden Nutzen, sondern die Ergebnisse dieser Forschungsarbeit werden sich auch bald in einer im tieferen Sinne des Wortes *volkstümlich* eingestellten Bildungsarbeit offenbaren. Wie anderwärts, so wird auch die Pädagogische Akademie in Oberschlesien an verschiedenen Orten *Oberschlesiens*

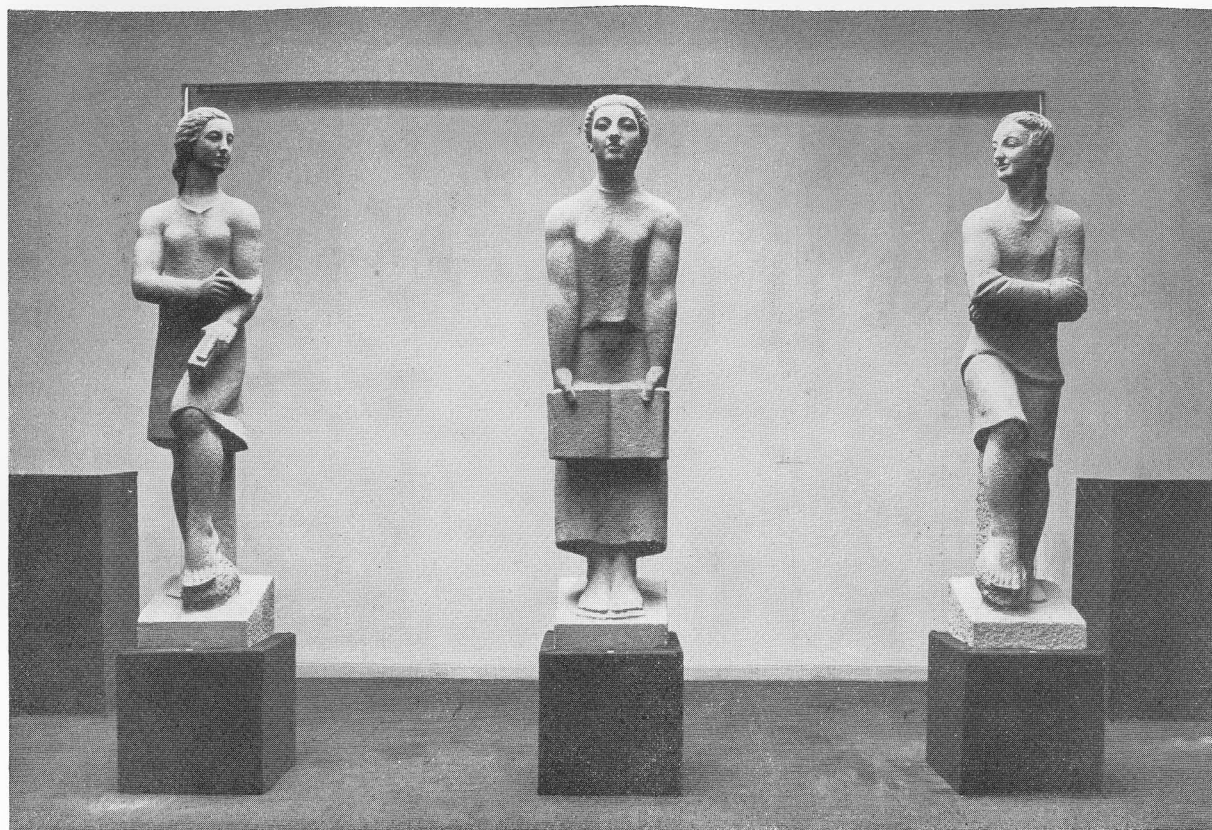
Tagungen veranstalten, die zur Vertiefung volkskundlicher Arbeit und zur landschaftlich-volksstümlichen Erfassung der verschiedenen oberschlesischen Kulturaufgaben Wesentliches beitragen werden.

Die oberschlesische Volksschule darf mit gutem Recht den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, in jahrzehntelanger, mühevoller Kleinarbeit ein Unterrichtsverfahren herausgearbeitet zu haben, das der Eigenart des Zweisprachengebiets entspricht. Auch hierfür haben unsere früheren Lehrerseminare Bemerkenswertes geleistet. Die Pädagogische Akademie in Oberschlesien hat nun die bedeutungsvolle Sonderaufgabe, auf diesem Teilgebiete der Pädagogik wissenschaftliche Grundlegung zu bieten. Schon die wissenschaftlich einwandfreie Erforschung des Begriffes der Zweisprachigkeit ist noch längst nicht abgeschlossen; auf dem so überaus wichtigen Forschungsgebiete: Eigenart des zweisprachigen Kindes im Auffassen und Darstellen sind zwar viele wertvolle pädagogische Beobachtungen niedergelegt, aber es fehlt noch sehr an wissenschaftlicher Verknüpfung und Ordnung der Tatsachen. Die Sonderformen, die sich, besonders für den Anfängerunterricht in den oberschlesischen Schulen herausgebildet haben, sind zwar im methodischen Schrifttum niedergelegt, aber auch hier fehlt es noch gar sehr an tieferen Zusammenhängen und psychologischen Begründungen. Die Lehr- und Lernmittel, die zum Vorteil der oberschlesischen Schularbeit meist in reicherer Fülle als in den Schulen anderer Gegenden vorhanden sind, müssen nach großen pädagogischen Gesichtspunkten durchgeprüft werden; die neuesten technischen Errungenschaften, wie Laufbild und Rundfunk, die auch in Oberschlesien schon längst Einlaß in die Schule gefordert haben, müssen zu den Sonderaufgaben der oberschlesischen Unterrichtsarbeit in enge Beziehung gesetzt werden. Alles das und noch vieles andere wartet auf die oberschlesische Pädagogische Akademie. Gewiß wird in den Arbeitsgemeinschaften der Lehrer, in den Lehrervereinen und in wissenschaftlichen Sondervereinigungen tüchtige pädagogische Arbeit geleistet, und auch unsere pädagogische Fachpresse hat — das soll ihr zur Ehre nachgesagt werden — jederzeit der oberschlesischen Schule besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Durch die Pädagogische Akademie aber wird für all diese Arbeiten eine wissenschaftliche Sammelstelle geschaffen, und es ist wohl anzunehmen, daß die Früchte dieser zusammenfassenden Arbeit sich bald auch in weiteren pädagogischen Kreisen zeigen würden. Auf allen diesen Teilgebieten wie die oberschlesische Pädagogische Akademie auch durch auswärtige Tagungen bald führend und wegweisend auftreten, sodaß die Pädagogik des Zweisprachengebiets nach dieser Richtung hin immer wieder neue Anregungen empfangen dürfte.

Die Geschichte des oberschlesischen Volksschulwesens, die ein ganz besonders bemerkenswertes Stück der Geschichte der Pädagogik wäre, ist noch nicht geschrieben. Wohl haben wir treffliche geschichtliche Darstellungen in pädagogischen

Fachblättern, vor allem in der bis 1919 fortgeführten Monatschrift „Die zweisprachige Volksschule“ (Breslau, Ferdinand Hirt); wohl haben auch manche Gelegenheitschriften, z. B. die Festschrift zur Hundertjahrfeier des Lehrerseminars zu Ober-Slogau (1902) in dankenswerter Weise wichtige Vorarbeit geleistet; die Zusammenfassung all der Einzelstoffe aber, sowie die Überschau auf alle diese Begebenheiten und Einrichtungen wartet auf die pädagogische Akademie. Von diesem pädagogischen Mittelpunkt aus würden in tief schürfender Arbeit die großen Gesichtspunkte herausgestellt werden, unter denen die Geschichte des oberschlesischen Schulwesens der Gesamtgeschichte des deutschen Volksschulwesens einzuordnen ist. Die Bildungseinrichtungen, die auf oberschlesischem Boden für die Jugend des Volkes im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte entstanden sind, würden in dieser Geschichte des oberschlesischen Volksschulwesens in rechten Zusammenhang mit der Kultur ihrer Zeit gebracht werden. Die Bestrebungen der Männer, die bahnbrechend für den Unterricht im Zweisprachengebiet tätig gewesen sind, würden in einer solchen Geschichte des oberschlesischen Schulwesens auf ihren bleibenden Wert hin geprüft werden, sodaß die inneren Verbindungen zwischen dem heutigen Unterricht und den Neuerungen früherer Zeit deutlich in Erscheinung träten. Eine solche Geschichte des oberschlesischen Schulwesens zu schaffen, ist ein Unternehmen, das weit über die Kräfte einer einzelnen Persönlichkeit hinausgeht; die pädagogische Akademie aber würde durch Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung in nicht zu langer Zeit in der Lage sein, an diese große, kulturgeschichtlich wertvolle Aufgabe heranzugehen.

Wenn auch Oberschlesien nur zum Teil Industriegebiet ist, so spielt doch für die Wirtschaft und geistige Kultur dieser Provinz die Industrie eine so wichtige Rolle, daß wir auch auf dieses Gebiet das im Westen geprägte Wort anwenden können: „Die Industrie formt die Menschen.“ Darum würde die Arbeit einer pädagogischen Akademie in Oberschlesien zu einem nicht geringen Teile der sog. Industrie-pädagogik gewidmet sein. Die für den westlichen Industriebezirk nach dieser Richtung schon festgelegten Teilergebnisse der pädagogischen Forschung können aus naheliegenden Gründen nicht ohne weiteres auf Oberschlesien übertragen werden; wer den oberschlesischen Industriebezirk kennt, der weiß, daß hier die Formung des Menschen durch die Industrie sich in ganz eigenartiger Weise vollzieht. Da müßten sehr mannigfache Teiluntersuchungen mühevoll ausgeführt werden; da käme es darauf an, die Wertwelt des Industrie Kindes möglichst genau zu erforschen; da wäre vieles aus der Gefühlswelt der oberschlesischen Jugend zu beleuchten; kurz, auch diese industrielle-pädagogische Arbeit der pädagogischen Akademie wäre mühevoll und verantwortungreich, aber sie würde auch das gesamte pädagogische Denken und Tun in Oberschlesien nachhaltig beeinflussen.



Architekturplastiken für Hindenburg O/Schl. von Robert Bednorz

Poesie

Wissende

Prosa

Schon diese kurze Darlegung zeigt, daß der Fortschritt auf pädagogischem Gebiete in Oberschlesien durch die Gründung einer pädagogischen Akademie wesentlich gefördert würde. So sehr wir aus innerer Anteilnahme an dem traurigen Schicksal der katholischen Junglehrer und Junglehrerinnen die Verzögerung der Gründung begrüßen, so können wir doch die Befürchtung nicht unterdrücken, daß das k a t h o l i s c h e Volksschulwesen durch die Wucht dieser Hindernisse eine gewisse Schädigung erleidet. Es wird aller Kraftanspannung der katholischen Lehrerschaft bedürfen, um durch Schularbeit, Fortbildung und pädagogisches Schrifttum diese Schädigung auf ein Mindestmaß herabzudrücken.

Der pensionierte Igel

Von Victor Kaluza

Nun steht er im Schulschrank ganz still und staubt,
weil kein Kind an den Igel mehr glaubt.

Früher, da zog man ihn manchmal herfür
und sagte: du da, benenne das Tier!

Zeige die Augen! Zeige den Schwanz!
(Ansonsten wäre der Igel nicht ganz.)

Und anhub man solche Fragen zu stellen:
Kann der Igel fliegen, kann er auch bell'n?

Frisst er bloß Raupen oder auch Würst?
Trinkt der Igel auch über den Durst?

Dann ließ man ihn streicheln gegen den Strich
und sein Gefieder sträubete sich.

So kam der Lehrer, ich weiß nicht wie,
auf das kleine geschriebene „i“.

Hent ist in der Fibel ein Kikeriki,
der kräht den Kindern ein fertiges „i“.

Kein Wunder, daß kein Kind an den Igel mehr glaubt
und er steht im Schulschrank ganz still und staubt.

Mein Bruder Stein

Von Luise Meineck-Erull

Dich treten tausend Füße, Tag um Tag.
Der Räder schwerer Druck rollt über dich hin.
Auf deiner rissigen Wange brennen die Glutten
Der Mittagssonne;
Regen weint grau über dir. —
Allem bietest du wehrlos dich dar.

Mein Bruder Stein, wie ward dir dein Schicksal?
Kamst du wie ich doch vom Herzen des Allerhöchsten,
Tiefstem Echoß unserer Mutter Erde entsprossen
bist du wie ich.

Warum ward dir nur stummes Tragen zuteil?

Aber ich weiß: Du fühlst.

Du weißt um die Schmerzen, weißt um die Selig-
jammer und Glück der Menschen, [keiten,
Die schweren Schrittes
Unter der Last ihres Lebens schreiten.
Siehe, wir tragen — wie du!

Wenn dann die Abendröte
Dem Leid der Welt die rosigen Kränze bot,
Die aus des Tages Dornenkronen blühten,
Dann küßten des Abends taukühle Lippen
Dich zärtlich,
Und die Sterne der Nacht segnen uns beide,
Dich und mich.

Die Geschichte der ehemaligen Propstei am Kollegiatstift zum hl. Kreuz in Dppeln

Von Emanuel Salas

In Dppeln wurde vor einigen Monaten das Gebäude Kirchplatz 6 vollständig abgebrochen. Dieses Gebäude, das als Städtische Volksküche allgemein bekannt war, stammte aus dem Jahre 1818; es hat also nur ein verhältnismäßig junges Alter erreicht. Bedeutend älter aber ist die Geschichte des Grundstücks, auf dem dieses abgetragene Gebäude vor 110 Jahren errichtet wurde.

Dieses Grundstück gehörte dem Kollegiatstift zum hl. Kreuz in Dppeln, dessen Gründung in der Zeit von 1232 bis 1239, spätestens aber 1239 erfolgte. An dieser Kirche zum hl. Kreuz waren von vornherein 9 Pfründen dotiert worden, nämlich 4 Prälaturen (Propstei, Dechantei, Archidiaconat und Austodie) und 5 Kanonikate. Jeder Kapitular hatte ein eigenes Haus, die sogenannte Kurie oder Residenz. Diese Kurien standen rings um die Kirche auf dem Friedhof und bildeten mit der Kreuzkirche ein besonderes Stadtviertel, das die Bezeichnung Stiftskirchenviertel erhielt.

Wenn wir in den ältesten Urkunden nach einem Kapitular vom Kollegiatstift Dppeln forschen, begegnen wir einem solchen erstmalig im Jahre 1239, und zwar wird in diesem Jahre ein Propst Gregor genannt. Der Propst stand an der Spitze des Kollegiatkapitels und vertrat dasselbe nach außen. Er führte den Vorsitz auf den Generalkapiteln und nahm auch die Installation der neuen Prälaten und Kanoniker vor. An den Titularfesten Kreuz-Auffindung und Kreuz-Erhöhung hatte er den feierlichen Gottesdienst zu halten. Da jedoch die Präpste selten in Dppeln residierten, gingen manche von ihren Rechten durch Gewohnheit auf die Dechanten über.

Die Kurie des Propstes hieß Propstei. Über die Lage des Propsteigebäudes im Stiftskirchenviertel berichtet erstmalig die große Urkunde über die Besitzungen des Kollegiatstiftes zum hl. Kreuz in Dppeln vom 10. November 1531, worin Bischof Jakob von Salza und Herzog Johannes von Dppeln dem Kollegiatstift alle in früheren Zeiten erworbenen Rechte und Einkünfte von neuem bestätigten. Darin heißt es: „Die Propstei hat ein Haus in der Nähe der Schule.“ Ähnlich gibt der Visitationsbericht von 1686 die Lage des Propsteigebäudes an, indem er sagt: „Die Propstei liegt unweit der Schule.“ Erst auf dem Stadtplan von 1734 ist das Propsteigebäude bequem herauszufinden; es stand auf dem heut abgebrochenen Grundstück Kirchplatz 6.

Das Propsteigebäude blieb Jahrhunderte lang aus Holz. Da das Kollegiatkapitel keinen eigenen Baufond hatte, mußte der Propst seine Kurie selbst instandhalten. Für den Fall eines Brandes waren aber alle Mitglieder des Kollegiatkapitels zu bestimm-

ten Zahlungen verpflichtet. Da in den vergangenen Jahrhunderten die Stadt wiederholt von schweren Feuersbrünsten heimgesucht worden war, befand sich auch das hölzerne Propsteigebäude ständig in Feuersgefahr. Bei dem Brande am 26. Juli 1684 brannte das Propsteigebäude vollständig nieder; es lag noch bei der Visitation des Kollegiatstifts im Jahre 1686 wüst da, muß aber in den folgenden Jahren wieder aufgebaut worden sein, da von 1692 ab der Propst ausnahmsweise in Oppeln residierte. Zum zweiten Male wurde die Propstei beim Feuer vom 28. März 1757 ein Raub der Flammen und blieb lange Zeit in Trümmern, bis der Bauplatz endlich als Garten verwendet wurde. Von diesem Propsteigarten wurde am 28. April 1803 ein an die Schule grenzendes Stück abgetreten, um den Erweiterungsbau der Schule, der durch Errichtung einer 3. Schulklasse notwendig geworden war, zu ermöglichen.

Über die ursprüngliche Dotierung der Propstei sind wir nur spärlich unterrichtet. So wissen wir aus einer gelegentlichen Notiz, daß 1264 einige Anteile von Jankowitz zur Oppelner Propstei gehörten. Weitere Auskunft erteilt uns das Fundationsbuch des Breslauer Bistums aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Danach gehörten dem damaligen Propste von Oppeln einige Hufen in Groß Chotulin, $\frac{1}{3}$ des Zehnten aus Klein Chotulin, Kreis Lost-Gleinwig, 2 Hufen in Deutsch Zernitz, 3 Hertone aus dem den Randener Mönchen zugehörigen Czernitz, je 3 Hufen in Smolnitz, Pilchowitz, Orontowitz, Belsk, Bujakow, Chudow, endlich der Zehnt von Blotnitz im Werte von 3 Mark. Nach der bereits erwähnten großen Urkunde über die Besitzungen des Kollegiatstifts zum hl Kreuz vom 10. November 1531 besaß die Propstei den Vierdungezehnt aus den Dörfern Lubom, Pschow, Kokošchütz, Czernekowitz, Krzyżkowitz, Pilchowitz, Wielopole, Hilbersdorf, Groß und Klein Dubensko, Rydultan, Schnglowitz, Riefernstädtel, Elgota des Blaso, Bujakow, Chudow, Czuchow, Klein Kotulin, Nieborowitz, Dugelowitz, Czerwionka, Lonossowitz und Belsk. Den Garbenzehnt hatten folgende Ortschaften der Propstei zu liefern: Lissel, Markowitz, Raschütz, Babis, Adamowitz, Gurek, Golleow, Boguniz, Gummint, Ruda Cyadonis, Ruda Chwalonis, Stodoll, Dchojcz, Niedobschütz, Przegendza, Jankowitz, Radoschau, Seibersdorf, Jeykowitz, Czuchowka, Gaschowitz, Rzuchow, Syrin, Dlsau, Bukau, Nieborschau, Zawada bei Pschow, Bluschezau, Belschnitz, Odrankamin, Hohenbirken, Kobyla, Leng und Groß Kotulin. Die Propstei war also gut dotiert; doch schon in den folgenden Jahrzehnten erfuhr sie eine große Einbuße an ihren Einkünften. Die Fürsten und Stände, die der neuen Lehre anhängen, gaben zu damaliger Zeit ihrer Abneigung gegen die katholische überall dadurch zum Ausdruck, daß sie der katholischen Geistlichkeit die bisher üblich gewesenem Abgaben verweigerten. Durch diese Einstellung wurde auch das Kollegiatstift zu Oppeln schwer betroffen. Schon der Visitationsbericht von 1579 berichtete, daß die Garbenzehnten nur zum allergeringsten Teil wirklich an die Kapitulare des Kollegiat-

stifts geliefert wurden. Doch auch unter den der Kirche treu Gebliebenen machte dieses Verhalten der Fürsten und Stände Schule. Besonders hatte der Propst des Dppelner Kollegiatstifts darunter zu leiden. Am 8. November 1653 klagte er dem Bischofe, daß jetzt sogar der Graf von Dppersdorff die Garbenzehnten von Markowiz, Raschütz, Babitz, Kobyla und Leng verweigere. Erst im Jahre 1667 kam es zwischen den Ständen und dem Kollegiatkapitel zu einem gütlichen Vergleich. Die Stände zahlten dem Kapitel eine Entschädigungssumme von 6000 Floren. Die Zinsen davon verwendete das Kollegiatstift zur Aufbesserung der von dem Garbenzehntstreit besonders schwer betroffenen Pfründen. Dem Propste wollte das Stift jährlich 150 Floren zahlen, dafür aber seine Vierdungzehnten selbst einfordern aus Furcht, sie könnten bei der Nichtresidenz der Propste eingehen. Würde ein Propst in Dppeln residieren, so sollte er außer den 150 Floren auch seinen Anteil aus dem Fiskus des Kollegiatkapitals und aus den täglichen Einkünften erhalten. Der Propst aber bestand auf der weiteren selbständigen Erhebung des Vierdungzehnt. Am 20. Juni 1668 bestätigte schließlich Bischof Sebastian von Kostock der Propstei, die aus den Vierdungzehnten zu wenig Einkünfte hatte, jährlich 120 Floren aus der Landeskasse. Doch auch in der Folgezeit büßte die Propstei immer mehr von ihren bisherigen Einkünften ein. Als Propst Wostrowsky 1803 auf die Vorstellungen des Fürstbischofs hin einen Flecken seines Propsteigartens zur Erweiterung des Schulgebäudes abtrat, erklärte er zugleich: „Da ich aber nicht befugt bin, die äußerst geringen Einkünfte des Propstes zu schmälern, so deponiere ich einen Pfandbrief in Höhe von 30 Reichsthalern, wodurch meine Nachfolger hinlänglich entschädigt sind.“ Zur Zeit der Säkularisation bezog der Propst aus seiner Dppelner Pfründe nur noch 82 Reichstaler 2 Silbergroschen.

Stellen wir nun die Notizen über die Dppelner Propste zusammen. Einem Propste Gregor begegnen wir schon 1239. Er war zugegen, als Bischof Thomas das von seinem Vorgänger gestiftete Hospital zu Neisse dem Propste Heinrich von Miechow übertrug. Gregor war zugleich Breslauer Domherr und residierte auch allem Anschein nach in der Bischofsstadt. Wir finden ihn nämlich fast ausschließlich in bischöflichen Urkunden erwähnt. Nur einmal und zwar 1243 steht er unter den Zeugen in einer Urkunde des Herzogs Miesko, die in Mechnitz, Kreis Cosel, ausgestellt ist. Der Propst war am 5. September 1261 mit dem Bischof in Ujest, von wo dieser dem von Zendrzejow nach Rauden verpflanzten Cisterzienserkonvente die Neubruchzehnten von 100 großen Hufen überließ. Das letztmal wird Propst Gregor am 31. August 1263 erwähnt.

Im Jahre 1282 war Magister Simon Propst von Dppeln. Er war mit Zeuge, als Herzog Heinrich von Schlesien beim hl. Evangelium den Schwur leistete, sich in seinem Kreise mit der Breslauer Kirche dem Schiedsspruche des Legaten Philipp, Bischof von Jermo, zu unterwerfen. Als derselbe päpstliche Legat am 18. Mai 1282 einen

Vertrag des Herzogs Mestwin von Pommern mit dem Deutschen Orden in Militisch urkundete, unterschrieb Propst Simon von Oppeln gleich nach Bischof Thomas.

Simons Nachfolger hieß Boguslaus. Am 15. Juli 1286 wurde dieser mit den Archidiaconen Heinrich von Liegnitz und Johann von Lenczyc sowie dem Breslauer Kantor Johann vom Bischofe mit einem Bescheide an den Herzog Heinrich gesandt. Propst Boguslaus und der Oppelner Kanonikus Johannes waren Zeugen, als der Bischof Johann in Ratibor am 24. Juli 1296 die Überlassung des vom Herzog Przymko vor der Stadt gegründeten Hospitals an die Brüder vom hl. Grabe bestätigte. Wahrscheinlich starb der Propst noch in demselben Jahre; denn sein Tod gab einer Metropolitansynode in Gnesen vom Jahre 1297 Veranlassung, neuerdings in einer Konstitution zu bestimmen, wie es beim Tode eines Geistlichen im 1. Jahre der Vakanz mit den Einkünften der erledigten Pfründe gehalten werden solle. Der nächste Propst Heinrich hatte diese Prälatur nur ganz kurze Zeit inne. Schon 1298 war Boguslaus von Bolow Propst, der gleichzeitig residierender Domherr in Breslau war. Sein Name wird in dem Fundationsbuch des Bistums Breslau aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts genannt. Am 31. August 1318 wird er zum letzten Male erwähnt. Nach seinem Tode bewarb sich zwar Arnold, Pfarrer von Prozan und Breslauer Domherr, beim Breslauer Bischof Heinrich um die Oppelner Propstei; sehnlichsvoll schrieb er: „Sicherlich braucht jetzt die Oppelner Kirche einen Propst, und ebenso sicher könnte Arnoldus eine Kirche oder vielmehr eine kirchliche Pfründe brauchen.“ Aber seine Bewerbung blieb ohne Erfolg; denn am 27. August 1323 befahl Papst Johann XXII. von Avignon aus dem Posener Dekan sowie dem Archidiacon und Kustos von Breslau, sie sollten dafür sorgen, daß die vakante Propstei von Oppeln dem Gnesener Kanoniker Nikolaus Wenceslai übertragen werde. Das ist derselbe Nikolaus, der uns dann noch von 1332 bis 1356 in Urkunden als Propst von Oppeln begegnet. Ihm folgte 1356 als Propst Petrus de Opol, der 1361 als Breslauer Offizial erscheint. Als nächster Propst von Oppeln konnte Konrad von Kaufungen ermittelt werden, der um das Jahr 1382 die Oppelner Propstei inne hatte. Er war auch Kanoniker an der Breslauer Kathedrale. Von 1428 bis 1438 erscheint Jakobinus de Rubeis oder Jakob Eichholz als Propst in Oppeln. Dieser bestimmte gemeinsam mit den übrigen Mitgliedern des Kollegiatkapitels, daß im Falle der Nichtresidenz ein Prälat nur 25, ein Kanoniker nur 12 Mark von seiner Oppelner Pfründe beziehen sollte; der Rest sollte den residierenden Kanonikern zugute kommen. Zweck dieser Bestimmung war der, möglichst viele Präbendaten zur Residenz in Oppeln zu bewegen. Als nächster Propst des Oppelner Kollegiatstifts wird Jakob Kzenkowicz genannt, dessen Name auch im Protokoll der Breslauer Diözesansynode vom Jahre 1446 auftritt. Um das Jahr 1480 hatte Johann Scheuerlein die Propstei inne; er war zugleich Kanoniker in Breslau, Liegnitz, Groß-Glogau, Augsburg und Trient und

starb 1516 als Generalvikar und Offizial von Breslau. Der nächste Propst von Oppeln hieß Gregor Gzeffley. Als Dekan von Oberglogau und Kanonikus zu Neisse hatte er sich 1481 auf der Universität Krakau immatrikulieren lassen. 1487 war er Kommissar des Bischofs Johannes Noth im Oppelner Archidiaconat. Auf eidliche Aussage des Heinrich von Starbie stellte er damals ein Zeugnis aus, daß auf Zawischcz (das damals und auch noch 1532 im Oppelner Urbar Corwiezie hieß), kein geistlicher Zins hafte; die Zeugen der Urkunde: Michael von Jasiona, Domherr zu Brieg, und Andreas von Gleinwig, Vikar zu Oppeln, waren Beisitzer der Verhandlung. Von 1531 bis 1553 war Wenzel Lossotin Inhaber dieser Pfründe; er war zugleich Rustos und Kanonikus in Breslau und wurde später General-Vikar und Offizial. 1562 hatte Johann Georg Triller, der bereits 1560 ein Kanonikat in Oppeln besaß, die Propstei inne. In demselben Jahre wurde er auch vom Kaiser Ferdinand für ein Kanonikat in Ratibor präsentiert und vom Bischof Kaspar von Logau am 12. Juni 1562 investiert. Triller führte jedoch kein priesterliches Leben. Am 28. Juni 1564 forderte ihn der Bischof unter Androhung der Amtsentsetzung auf, sich zu bessern. Noch 1573 wird er als Propst von Oppeln genannt. Nach dem ältesten vorhandenen handschriftlichen Visitationsbericht der Kollegiatkirche zum hl. Kreuz in Oppeln vom 6. Juli 1579 bekleidete nach Triller die Würde eines Propstes Dr. Bodzenzin, der zugleich Kanoniker und polnischer Prediger, also Pfarrer von Oppeln war. Sein Nachfolger wurde 1587 Sigismund Calawa a Nadaw, der ebenfalls gleichzeitig Kanoniker und polnischer Prediger war. Außerdem war er auch Pfarrer von Chrzapcziez. Da damals die Oppelner Pfründen nur sehr wenig brachten, suchten die noch residierenden Kapitulare mehrere Benefizien in ihrer Hand zu vereinigen. Der Propst bat daher 1590 für den Dekan Georg Stephanus um eine soeben durch den Tod des Kanonikus Urias Jomitus vakant gewordene Präbende.

Der nächste Inhaber der Propstei war Christoph von Strachwitz, geboren den 14. April 1579 zu Groß-Zauche bei Trebnitz. Am 13. September 1601 kam er ins Germanikum nach Rom, das er noch vor Abschluß seiner theologischen Studien am 3. Februar 1606 als Subdiakon verließ. In Breslau empfing er noch in demselben Jahre die Diaconats- und die Priesterweihe. Schon 1608 wurde er Kanonikus an der Kathedrale und bald darauf Propst an der Kollegiatkirche zu Oppeln. Zugleich besaß er Kanonikate an der Kollegiatkirche zu Glogau und am Breslauer Kreuzstift. Auch hatte er den Grad eines Lizentiaten der Theologie erworben. 1616 wurde er Prälatus Cantor an der Kathedrale. Bald darauf resignierte er auf die Oppelner Propstei, da er als Bistumsadministrator für den minderjährigen Fürstbischof regierte; er starb am 1. Oktober 1638 in Neisse. Nach ihm besaß die Oppelner Propstei Johann Latochius, Pfarrer von Carlowitz, der zugleich Kanonikus am Kollegiatstift zu Ratibor war; er wird noch 1648 als

Propst genannt. Auf ihn folgte 1649 Simon Lachnit, der jedoch bald darauf resignierte. Die Pfründe erhielt nunmehr der Meißner Domherr Theobald Colonea, der sie auch nur 2 Jahre behielt. Die Propstei wurde jetzt dem Breslauer Domherrn Johannes von Lenderode, der 1653 auch Prälatus Custos an der Kathedrale wurde, verliehen. Er zeichnete sich durch seine gediegenen theologischen, philologischen und juristischen Kenntnisse aus. Die juristischen Arbeiten im Domkapitel waren zumeist sein Anteil. Er war auch Apostolischer Protonotar. Am 6. Oktober 1665 starb er. In der Hedwigskapelle der Kathedrale ist ihm ein Denkmal gesetzt.

Von 1666 finden wir als Inhaber der Pfründe den Breslauer Vizeoffizial Dr. utr. jur. Johannes Brunetti, Herrn auf Groß-Mallendorf; er war außerdem apostolischer Protonotar, Domherr an der Breslauer Kathedrale und am Kreuzstift und Kanoniker am Kollegiatstift zu Groß-Glogau. Am 1. Februar 1667 war er Bevollmächtigter des Oppelner Kollegiatkapitels vor den Deputierten der Schlesiischen Kammer in Breslau, bei welchem Anlasse es zwischen dem Kapitel und den Ständen zu einem gütlichen Vergleich kam, der den jahrzehntelangen Garbenzehntstreit beendigte. Am 22. Juli 1686 begann er unter dem Beistande des Meißner Kanonikus und Notars Christian Kappler die Visitation der Kollegiatkirche zu Oppeln, deren ausführlicher Bericht einen beträchtlichen Teil der Geschichte des Kollegiatstifts zum hl. Kreuz darstellt. Jakobus Brunetti, der seit 1676 auch die Würde eines Prälatus Scholasticus an der Kathedrale zu Breslau bekleidete, starb am 22. März 1692. Nach seinem Tode wurde Dr. theol. Johannes Valentin Bergener in Koltenheim Propst des Kollegiatstifts. Dieser residierte ausnahmsweise in Oppeln. Bei der Installation des Jeremias Zange als Kanoniker des Stifts brach zwischen Propst Bergener und dem Dekan Stabrowski ein Präcedenzstreit aus; das Installationsrecht stand zwar dem Propste zu, war jedoch durch Gewohnheit auf den Dekan übergegangen, da die Präpöste selten residierten. Das Generalvikariatamt in Breslau hatte schließlich auch zugunsten des Dekans entschieden. Im Jahre 1701 wurde der Breslauer Domherr Anton Arnold von Glandorf Bergeners Nachfolger als Propst von Oppeln. Er besaß zugleich ein Kanonikat in Halberstadt. 1706 resignierte er auf die Oppelner Pfründe. Ihn löste Wilhelm Nikolaus von Krafft ab, der bis 1723 im Besitze der Pfründe blieb. Der Erzpriester und Pfarrer Franz Dismas Tichy von St. Mauritius in Breslau erhielt jetzt die erledigte Propstei in Oppeln. Dieser zahlte 1726 im Namen des Kollegiatkapitels 82 Floren, 45 Kreuzer, 1½ Heller Türkensteuer. Propst Tichy starb am 25. Mai 1740. Der folgende Propst Friedrich Heißig besaß nur kurze Zeit diese Pfründe, da er sie 1744 mit dem durch den Tod des Dekans Jeremias Zange erledigten Dekanat vertauschte. Dekan Heißig wurde auch Fürstbischöflicher Kommissarius. Er starb 1749. Die Propstei erwarb der Germaniker Benediktus Maternus von Detmann, Pfarrer in Boberöhrsdorf. 1751 wurde

er Pfarrer von Hirschberg. Er war zugleich apostolischer Notar, Erzpriester und bischöflicher Kommissarius. Sein Tod erfolgte am 16. März 1769. Der folgende Propst hieß Franz Joseph Laube, Erzpriester und Pfarrer von St. Nikolai zu Breslau. Letzter Propst von Oppeln war Johannes Nepomuk von Wostrowsky, Kanonikus der Kathedrale zu Breslau und der Kollegiatkirche zum hl. Kreuz daselbst. 1803 trat er, wie bereits berichtet, ein Stück seines Propsteigartens ab, um den geplanten Erweiterungsbau der benachbarten Stiftsschule zu ermöglichen und legierte einen Pfandbrief von 30 Reichstalern zur Verbesserung der Einkünfte des Propstes. 1805 wurde er Prälatus Scholasticus und 1808 Archidiacon am Breslauer Domstift. Die Säkularisation traf ihn besonders schwer, da nicht allein die Kollegiatstifter, sondern auch das Domstift selbst säkularisiert wurden. Als an Stelle des letzteren durch Kabinettsordre vom 16. März 1812 ein neues Domkapitel errichtet wurde, erhielt Johannes von Wostrowsky durch Verordnung des Fürstbischofs am 24. Juni 1812 erneut die Würde des Archidiacons; er behielt sie bis zu seinem Tode am 22. Dezember 1824.

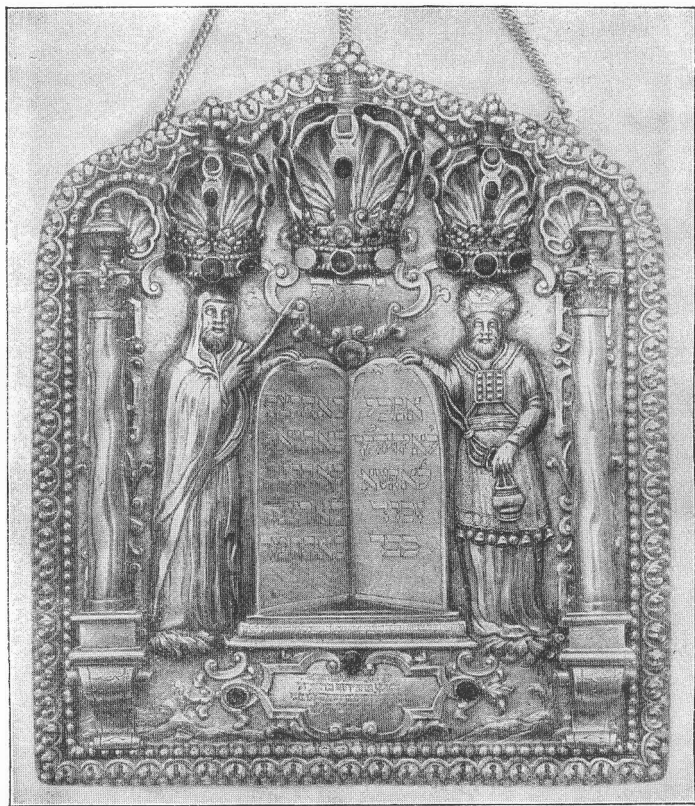
In Oppeln wurden nach Aufhebung des Kollegiatstifts die vorhandenen Stiftsgebäude alsbald bestmöglichst verwertet; nur für den ehemaligen Propsteigarten fand man zunächst keine Verwendung. Die dem Propsteigrundstück benachbarte Schule zählte Anfang 1818 insgesamt 400 Schüler in 3 Klassen; man plante deshalb die Errichtung einer 4. Klasse. Da ein nochmaliger Erweiterungsbau des bisherigen Schulgebäudes nicht möglich war, beschloß die katholische Gemeinde ein neues Schulgebäude auf dem ehemaligen Propsteigrundstück zu errichten. Schon im Frühjahr 1818 wurde der Grundstein zu diesem Schulgebäude gelegt, aber erst am 30. September 1819 konnte es seiner Bestimmung übergeben werden. Es enthielt zwei geräumige Klassenzimmer und einige Nebenräume. Da der Magistrat vor diesem Schulgebäude ein marmornes Wasserbassin, auch Rasche genannt, errichten ließ, erhielt das Schulgebäude zum Unterschiede von den übrigen drei Schulgebäuden der Stadt die Bezeichnung „Schule am Wasserbassin“ oder „Schule an der Rasche“.

Das Gebäude blieb zunächst Schule bis 1861. Damals wurden sämtliche Mädchenklassen im neuerbauten Schulkloster, Tuchmarkt 5 untergebracht, während sämtliche Knabenklassen nach der Schule Nikolaistraße 32 verlegt wurden. Das bisherige Schulgebäude Kirchplatz 6 wurde im September 1861 als Möbelmagazin vermietet. Nach 15 Jahren konnte das Gebäude seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zurückgegeben werden und zwar wurden 1876 zwei Klassen der neu eröffneten Seminar-Übungsschule darin untergebracht. Als dieselbe Ende März 1888 infolge Übersiedlung des Seminars nach Proskau aufgelöst wurde, fanden wiederum Volksschulklassen in diesem Gebäude



Thoravorhang von 1804
Synagogen-Gemeinde, Glogau

Aus der Ausstellung: „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens“
im Schlef. Museum für Kunstgewerbe
und Altertümer, Breslau



Thoraschild
Breslauer Arbeit von 1753
Synagoge zum Tempel, Breslau

Aus der Ausstellung: „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens“
im Schles. Museum für Kunst-
gewerbe und Altertümer, Breslau

Aufnahme. Nach Einrichtung des alten Lazarett, Gerichtsstraße 2 für Schulzwecke im Jahre 1902 wurde das Gebäude Kirchplatz 6 als Schule nicht mehr benötigt. Nach Ausführung der erforderlichen baulichen Umänderungen wurde am 2. Januar 1903 in seinen Räumen die Städtische Volksküche eröffnet. Noch einmal wurde das obere Zimmer der Stadtküche als Schulzimmer benützt, als das Schulgebäude der Schule I 1920 durch die Regierung belegt wurde; und als 1920 die Interalliierte Kommission das Schulgebäude der ev. Schule als englisches Feldlazarett beschlagnahmte, wurde von dieser Schule das 1. Stockwerk der Stadtküche für Schulzwecke beansprucht. Nach dem Abzug der Besatzung im Jahre 1922 wurde dieses Stockwerk dem Städtischen Wohlfahrtsamt zurückgegeben. Die Stadtküche verblieb jedoch nicht in diesem Gebäude, sondern wurde nach dem heutigen Stadthaus zum Getreidemarkt verlegt. Die leergewordenen Räume wurden 1923 für gewerbliche Zwecke vermietet. Nun ist das Gebäude der Pöcke des Maurers zum Opfer gefallen. Wie einst nach dem Stadtbrande von 1757 sollen auch jetzt aus dem wüsten Platz des Grundstücks Grünanlagen entstehen. Mögen sie gleich dem neu geschaffenen Schiffmannplatz dem Bilde der Altstadt ein freundliches Gepräge geben!

Quellen:

1. Handschriftliche:

Visitationsbericht der Kollegiatkirche zu Oppeln vom 6. Juli 1579 im Breslauer Staatsarchiv.
Akta der Fürstb. Geh. Kanzlei die Schulaufsicht bei der Kollegiatkirche zu Oppeln betreffend.
1803; im Diözesanarchiv.

2. Gedruckte:

Jungniß, Visitationsberichte im Archidiaconat Oppeln.
Jungniß, Die Breslauer Germaniker.
Jungniß, Martin von Gerstmann.
Jungniß, Sebastian von Rostock.
Jdzikowski, Geschichte der Stadt Oppeln.
Schrameß, Das Kollegiatstift zum hl. Kreuz in Oppeln.
Coffner, Geschichte der Pfarrei Olaschin.
Welzel, Geschichte des Archipresbyterats Ratibor, 2. Auflage.
Engelbert, Kaspar von Logau.
Myrtek, Oberschlesiens Kirche nach dem 30jährigen Kriege im „Oberschlesischen Jahrbuch für Heimatgeschichte und Volkskunde“, II. Band.
Seppelt, Die Breslauer Diözesan-Synode vom Jahre 1446.

Erster Beitrag zur Adventiv- und Ruderalflora der Provinz Oberschlesien

(Schluß)

Von Karl Schubert, Groß-Ellguth, Kreis Cosel

Neben dem hohen kulturgeschichtlichen Interesse hat die exotische Unkrautflora auch eine nicht zu unterschätzende wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die fremdländischen Unkräuter fast ausschließlich mediterraner Herkunft, was den Botaniker zu dem Schluß berechtigt, daß der Bezug fremden Saatgutes aus Südeuropa mehr üblich war als heute, wo das amerikanische und russische Getreide bei weitem vorwiegt. Die Bestimmung der fraglichen Unkräuter, die dem bezogenen Saatgut beigemischt sind, hat somit nicht nur einen wissenschaftlichen Wert, sondern auch einen rein praktischen, insofern als man mit Hilfe der Bestimmungen in den meisten Fällen auf die Herkunft und die Qualität desselben Rückschlüsse ziehen kann.

Die fremdländische Unkrautflora finden wir aber nicht allein in den Häfen und Bahnhöfen; die Umgebung der Mühlen, in denen auswärtiges Getreide vermahlen wird, der Getreidespeicher, Branereien, großen Hühnerhöfe, Mälzereien usw. zeigt stets Vertreter aus aller Herren Ländern, insbesondere aber jenen, die einen schwunghaften Getreidehandel tätigen.

Recht schwach bei uns vertreten ist die Südfruchtflora, das sind viele südenropäische Pflanzenarten, deren Samen mit dem Verpackungsmaterial der in den Handel kommenden Südfrüchte zu uns gelangen und auf den großen Güterbahnhöfen an den Ausladestellen der Südfruchtsendungen sich ein erfreuliches Stelldichein geben. Auf den Güterbahnhöfen zu Gleiwitz und Beuthen wurde bislang in Oberschlesien nur ein einziger Südfruchtbegleiter festgestellt, und zwar die borstige Grundfeste (*Crepis setosa*), ein Umstand, der vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß bei uns ausgesprochene Südfruchtgroßhandlungen fehlen und unser Verkaufsmaterial wohl durchweg dem Zwischenhandel entstammt. Weit besser um die Südfruchtflora ist es in den Rheinlandhäfen und im westfälischen Industriegebiet bestellt, wo direkte Handelsbeziehungen mit den südenropäischen Großfirmen bestehen. Mein floristischer Freund, Postrat Schenermann in Dortmund, machte mir erst kürzlich die beneidenswerte Mitteilung, er hätte allein im Vorjahr 48 Südfruchtbegleiter in seinem Gebiet festgestellt. Ein und der andere von diesen wird in den nächsten Jahren gewiß auch bei uns zu erwarten sein.

Einen großen Beitrag zu dem Kapitel der Adventivflora liefern jene Gewächse, die wir auf den Schutt- und Rehrichtplätzen, sowie auf den Südländereien und wüsten Plätzen in der Umgebung

der größeren Städte vorfinden. Ihre Existenz ist bedingt durch die verhältnismäßige Lockerheit und gute Durchlüftung des Bodens, besonders aber durch seinen großen Nährstoffgehalt, der überall dort vorhanden ist, wo mit Kehricht und Hausabfällen und sonstigem Unrat viel organische Substanz abgelagert wird oder gar eine starke Ammoniakdüngung erfolgt. Begünstigend kommt der Umstand hinzu, daß der Boden durch keinerlei Kulturarbeit verwundet wird und das Pflanzenwachstum nur durch gelegentliche Überlagerung mit neuen Schutt- und Abfallmassen eine Störung erfährt. Groß ist die Zahl der Arten, die sich an den bezeichneten Örtlichkeiten ihr Bürgerrecht erwirkt. In großer Anzahl finden wir auf den Gemülle- und Kehrichtplätzen unsere sämtlichen Getreidearten, Küchen- und Gewürzkräuter (Kümmel, Dill, Fenchel, Anis, Koriander, Pfefferkraut, Psop usw.), sowie auch Apfelsinen, Zitronen, Dattelpalmen, Feigen, Johannisbrot usw. in Keimlingen, wenn nicht gar in kleinen Sträuchern. Erheblich ist auch die Zahl der Gewächse, die als oder mit Vogelfutter zu uns kommen und sich unter ähnlichen Verhältnissen auf diesen Schuttstellen ansiedeln und freudig vegetieren. Selten fehlt an diesen Stellen der echte Kanariensamen (*Phalaris canariensis*), dessen Samen zur Fütterung von Stubenvögeln Verwendung finden. Daß auch viele unserer Gemüsepflanzen, wie Kürbis, Gurke, Krantarten usw. sich auf diesen Plätzen breitmachen, bedarf wohl erst keiner Erwähnung. Alles sprießt üppig empor, doch hat diese Zusammensetzung nur kurzen Bestand. Schon im nächsten Jahre entbrennt der Kampf ums Dasein in ungeahnter Stärke. Wohl sind noch die meisten der vorjährigen Arten vorhanden, doch fallen uns schon zu Beginn der Vegetationsperiode die stark aufschießenden Keimlinge der einheimischen oder alteingebürgerten Ruderalflora (Melden-, Knöterich- und Gänsefußarten, Berufskraut, Beifuß, Amarant u. a. m.), unterstützt von ausländischen Vertretern der Ruderalflora, wie Raukenenf (*Sisymbrium Sinapistrum*), wilder Lattich (*Lactuca Scariola*) usw. auf, neben einigen ausdauernden Wiesenpflanzen, wie Rot- oder Wiesenkle, Weißkle, Wiesenrispengras, Schnecken- und Steinklee, Löwenzahn, Glockenblume, Wucherblume. Bald ist alles überwuchert und der weitere Werdegang dieser bunt zusammengewürfelten Gesellschaft ist in den späteren Jahren die Entstehung einer geschlossenen Gras- und Kulturflur, wenn Mahd hinzutritt. Ist mit diesem Faktor nicht zu rechnen, so finden sich alsbald die Keimlinge von Holzpflanzen (Euerdorn, Brombeere, Weiden, Pappeln, Birken) ein und die Gesellschaft schreitet weiter zur Entstehung eines Gehölzes.

In unserem engeren Oberschlesien, wo Hunderte von Fabrikschlotten und Feuerschlünden ihre sengenden Rauch- und Glutwellen in die Atmosphäre speien, verleihen die weit ausgedehnten Schutt- und Schlackenhalden der Landschaft ein eigenartiges Gepräge. Auf den jüngeren Halben, die eintönig und düster in

die Landschaft schauen, stellen sich alsbald die Pioniere der Humusbildung (Algen, Flechten und Moose) ein, und durch ihre Tätigkeit, wie auch durch die Unterstüßung der Luft entwickelt sich im Verlauf der Jahre eine mehr oder minder starke Humusschicht, die es höheren Gewächsen gestattet, sich hier anzusiedeln. Darum zeigen die meisten älteren oberschlesischen Halden eine mehr oder weniger geschlossene Pflanzendecke. Auf ihnen hat sich neben vielen einheimischen eine stattliche Anzahl fremdländischer Gewächse angesiedelt, die den reichen Salz-, Kalk-, Phosphor- und Stickstoffgehalt bevorzugen und dort üppig vegetieren. Die exotischen Besiedler der Halden stellen einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur oberschlesischen Adventivfloristik dar. Das Vorkommen vieler östlicher Arten dürfte zurückzuführen sein auf die Einfuhr russischer Erze.

Groß ist die Zahl jener Gewächse, die ursprünglich aus dem Auslande eingewandert oder eingeschleppt sind und bei uns so festen Fuß gefaßt haben, daß sie den Schein der Ursprünglichkeit erwecken. Ihre Einwanderung im Laufe der Jahrhunderte vollzog sich ganz unauffällig, sodaß wir ihr massenhaftes und oft lästiges Vorkommen als etwas Selbstverständliches und Gegebenes betrachten und geneigt sind, sie zu den naturalisierten, d. h. eingebürgerten Arten zu zählen. Nach dem Schweizer A. Thellung (Englers Bot. Jahrbuch Bd. 53, 1915) ist eine Pflanze dann eingebürgert, wenn sie in einer Gegend „durch die bewußte oder unbewußte Vermittelung des Menschen oder durch einen unbekannten Faktor eingeführt worden ist, und die in der Folge mit allen Eigenschaften einer einheimischen Pflanze auftritt, indem sie sich durch ihre natürlichen Verbreitungsmittel (Früchte und Samen, Knollen oder Zwiebeln bezw. Bulbillen, Ausläufer oder Wurzelschößlinge, Stengel oder Rhizomfragmente) je nach den Lebensgewohnheiten der Art ohne die direkte Mitwirkung des Menschen ausgiebig vermehrt, die sich infolgedessen mit mehr oder weniger großer Regelmäßigkeit an den ihr zusagenden Standorten zeigt und auch klimatisch abnorme Perioden erfolgreich überdauert hat.“ Ein typisches Beispiel für die Einwanderung bietet uns die als Aquariumpflanze allgemein bekannte Wasserpest (*Elodea canadensis*). Sie ist bei uns in Europa nur in weiblichen Exemplaren vertreten und vermehrt sich hier nur auf vegetativem Wege, und zwar durch Sproßstücke in einer solch ungeheuren Menge, daß sie eine Zeitlang die Schifffahrt auf Flüssen und Kanälen behinderte und unsere übrigen Binnengewässer völlig verpestete. Seltsamer Weise ist in der letzten Zeit ein Rückgang dieser enormen Ausbreitung festgestellt worden.

A. Thellung unterscheidet hinsichtlich der Einbürgerung 3 Stufen oder Grade. Die erste Sippe nennt er Passanten (Ephemerophyten). Die Samen dieser keimen, erzeugen junge Pflanzen, blühen höchst selten oder aber ohne Samen zu erzeugen; die

Klimatischen oder ökologischen Verhältnisse sagen ihnen nicht zu, sie werden von der kalten Jahreszeit überrascht und schon durch die ersten Fröste vernichtet. Treten sie im nächsten Jahre wieder auf, so liegt das daran, daß infolge des Güterverkehrs alljährlich und in reicher Menge neuer Samen zugeführt wird. Ein typisches Beispiel hierfür bietet bei uns die Rizinuspflanze. Ich beobachte sie alljährlich in großer Menge oft in Stücken bis zu 30—40 cm Höhe. Schon die ersten Herbstfröste vernichten sie. Zur Blüte gelangt sie dort nicht; trotzdem tritt sie alljährlich auf, da beim Verladen immer wieder neue Samen verstreut werden.

Die 2. Gruppe bilden die Ansiedler (Epökophyten) das sind Pflanzen, die ursprünglich einer Gegend fremd sind, in derselben aber unter Wirkung der genannten Faktoren immer wieder mehr oder weniger regelmäßig und beständig auftreten, aber nur an künstlichen, vom Menschen unabsichtlich für sie brachgelegten Standorten, ohne mit der einheimischen Vegetation in einen erfolgreichen Konkurrenzkampf zu treten. Hierzu rechnet man die einjährige Ruderalflora und das seltsame Pflanzengemisch auf unseren Bahnhöfen. Wir werden sie meistens dort finden, wo der Boden verwundet oder Neuland geschaffen worden ist. Der Adventivflorist, der die Ansiedler dort suchen will, wo eine üppige Vegetation aufschießt — gewöhnlich sind es unsere gemeinsten, alles überwuchernden einheimischen Arten — wird selten auf seine Rechnung kommen. Nur wo spärliche Vegetationsansätze vorhanden sind, dort hat er Aussicht auf reiche Ausbeute. Die üppigen Unkrautstanden sind die größten Feinde der fremdländischen Ansiedler. Da sie hoch aufschießen und in manchen Fällen Mannshöhe erreichen, gefährden sie den Bahnbetrieb, und rückt man ihnen neuerdings mit ägenden Säuren (Natriumchlorat!) tüchtig zu Leibe.

Die 3. Gruppe umfaßt die Neubürger (Neophyten). Diese haben mit der vorigen Gruppe den fremdländischen Ursprung, sowie das regelmäßige und beständige Auftreten gemeinsam, unterscheiden sich aber dadurch von ihnen, daß sie sich an natürlichen Standorten anzusiedeln und dauernd einzubürgern vermögen, und zwar an Stellen, wo sie von der menschlichen Tätigkeit unabhängig sind. Jedermann kennt die amerikanische Herbstaster (*Aster frutetorum*), die sich in Weidengebüschen, an Zäunen, auf Kirchhöfen, sowie anderen unberührten Örtlichkeiten in Massen ausbreitet und uns mit ihren leuchtenden lila Blütenköpfchen bis spät in den November hinein erfreut. Diese ist ein trefflicher Vertreter der Neubürger, deren Zahl in Oberschlesien eine große ist. Ich will an dieser Stelle nur noch die bekannteren hinzufügen, welches sind: die schließblättrige Rudbeckie (*Rudbeckia laciniata*), die spätblühende Goldrute (*Solidago serotina*), die südeuropäische Nachtsiole (*Hesperis matronalis*), verschiedene Spiräen, die weißfrüchtige Kornelkirsche (*Spiraea opulifolia*) und viele andere mehr. Sie

führen oft in den sie beherbergenden Pflanzengesellschaften die führende Rolle und sind tonangebend im Landschaftsbilde.

Auffallend ist die Gleichartigkeit der Adventivflora in den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Was in der Schweiz adventiv auftritt, kommt auch im rheinisch-westfälischen Industriegebiet vor, was bei Hamburg, Hannover, Breslau vorkommt, ist auch bei uns in Oberschlesien zu erwarten. Die Adventivflora ist durchweg eine sehr beständige. Der Fall, daß eine Adventivpflanze nur einmal auftritt und nie wieder vorkommt, dürfte wohl einzig dastehen. Wohl kommt es vor, daß sie des öfteren einige Jahre ausbleibt oder heute hier und zu anderer Zeit an einem fremden Orte auftritt, aber durchweg ist damit zu rechnen, daß eine Pflanze, die in einem Hafen oder auf einem Güterbahnhofe Mitteleuropas angetroffen wird, auch an gleichen Örtlichkeiten anderer Städte vorkommt. Das Studium der Adventivgewächse unterscheidet sich somit nur wenig von dem der einheimischen; hie wie da hat man es nur mit ganz bestimmten Arten zu tun. Die Übereinstimmung ist desto größer, je gleichmäßiger die Handels- und Verkehrsbeziehungen sind. Große Güterbahnhöfe und Umschlaghäfen haben auch stets eine umfangreiche Adventivflora, vorausgesetzt, daß es sich tatsächlich um einen lebhaften Güterverkehr handelt. Güterbahnhöfe mit einförmigem Güterverkehr, beispielsweise nur Kohle, Holz oder Erz, haben auch eine einförmige, wenig Arten zählende Adventivflora. Seltsamerweise kann man diese Gleichförmigkeit auch in dem Vorkommen der selteneren Vertreter der Adventivflora feststellen. So fand ich viele Arten, die Herr Postrat Schenermann für den rheinisch-westfälischen Industriebezirk als selten gebucht hatte, mehr oder weniger zahlreich auch bei uns an ähnlichen Örtlichkeiten. Aus den Funden auf den Güterbahnhöfen der Schweiz lassen sich leicht Schlüsse ziehen auf die Funde unserer Bahnhöfe und umgekehrt. Je gründlicher wir uns mit der Kenntnis der Bahnhofsflorea befassen, desto vollständiger wird unser Einblick über ihre Verbreitung. Die Adventivflora ist wohl ein sehr umfangreiches Gebiet, aber als Ganzes betrachtet, aus ganz bestimmten Arten zusammengesetzt. Schwankungen sind lediglich örtlicher Natur. Sie richten sich ganz und gar nach den Verkehrsbeziehungen zwischen den einzelnen Ländern. Werden neue Geschäftsverbindungen aufgenommen, so treten auch neue Arten auf, werden sie unterbrochen oder gar eingestellt, so stellen auch die neuen Arten ihr Erscheinen ein. Der Handelsverkehr regelt es ganz und gar, welche Länder uns den Zuwachs an neuen Pflanzen liefern. Obenan steht natürlich die mächtige „Republik über dem großen Wasser“. Aber die Hälfte der in Deutschland eingebürgerten Art sind amerikanischer, besonders nordamerikanischer Herkunft. Begünstigend hierfür ist auch der Umstand, daß diese Fremdlinge bei uns annähernd gleiche klimatische Bedingungen vorfinden. So hat auch das amerikanische Florenbild durch Bestandteile unserer Vegetation unter gleichen Ver-

hältnissen eine außerordentliche Bereicherung erfahren. Die Zahl von 185 Arten für Nordamerika allein in einem Zeitraum von 230 Jahren redet eine anschauliche Sprache hiervon. Die Flora mancher amerikanischen Hafenstädte hat vielfach europäisches Gepräge. Hören wir, was der gründlichste Erforscher des nordamerikanischen Festlandes Gray sagt: „Wer aus Europa kommend das atlantische Ufer von Nordamerika betritt, findet die Flora auf den ersten Blick kaum verschieden von der altheimischen: dieselben Kulturgewächse auf den Feldern, dieselben Bäume in den Gärten und Parks, dasselbe Wollkraut, Schafgarbe, Spitzwegerich, Klee an jedem Rain — ganz so wie in Europa. Doch alle diese Arten sind aus Europa eingewandert; wo immer in Amerika eine neue Ansiedelung angelegt wird, siedeln sich auch europäische Pflanzen mit an, und sie reisen mit der Eisenbahn nach dem Far — West.“

Auch in unseren früheren Kolonien und den übrigen außereuropäischen Ländern haben sich europäische Pflanzen in Unmenge angesiedelt, ja auf manchen Eilanden und Inseln hat man gar die überaus traurige Erfahrung machen müssen, daß unsere eingebrungene Vegetation sich derart stark vermehrte, daß sie die dortige im erfolgreichen Konkurrenzkampfe stellenweise gänzlich verdrängte und ihr Florenbild völlig änderte.

„Wenn einmal alle unsere Kulturdokumente verschwinden sollten und wir ebenso in Vergessenheit und den Nebel der Geheimnisse gerieten wie die Menschen, die vor der Steinzeit und vor den Zwergrassen auf diesem Boden saßen, das Florenbild allein würde den Naturforscher späterer Jahrtausende belehren können, daß es eine Zeit gab, in der zwischen Deutschland und dem amerikanischen Festland eine wahre Völkerwanderung mit ihren Gütern hin und her ging.“

Mit derselben Sorgfalt, die das Statistische Amt bei Bevölkerungsstatistiken anwendet, um auch die Passanten zu erfassen, und wie auch zum Nachweis des Fremdenverkehrs besondere Fremdenlisten aufgestellt werden, müssen meiner Meinung nach auch die pflanzlichen Ankömmlinge in die Vegetationsstatistik eines jeden Gebietes aufgenommen werden, da sie einen direkten Maßstab der technischen Kultur darstellen. Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit und enorme Bedeutung der Adventivflora wäre es eine schwere Unterlassungsfünde der Nachwelt gegenüber, wollte man die wichtigen Aufzeichnungen über die wandernden Pflanzen, über ihre Herkunft, die Zeit der Einwanderung, wie auch die Umstände, unter denen die Einwanderung erfolgte, vernachlässigen. In Erwägung dessen erachte ich es als angenehme und notwendige Pflicht, mich mit dieser Materie zu befassen. Die Zusammenstellung der bisherigen Forschungsergebnisse, die in späteren Hefen des „Oberschlesiers“ zur Veröffentlichung gelangt, wird uns ein ausführliches Bild von der Fülle und Reichhaltigkeit der ober-schlesischen Adventiv- und Ruderalflora geben.

Der Gleichberechtigungskampf der schlesischen Juden um die Wende des 17. Jahrhunderts

Von Dr. J. Rabin, Breslau

Das ausgehende Mittelalter fand in Schlessen eine im Verhältnis zur damaligen Bevölkerung ziemlich starke Judenthast. Nach Forschungen von Zimmermann, Delsner und Brann über die Verbreitung der Juden in Schlessen im Mittelalter haben die Juden während der 500 Jahre seit ihrer ersten Niederlassung in diesem Lande über 50 Gemeinden gegründet. Mehrere dieser jüdischen Gemeinden gelangten zu einem besonderen Range und konnten sich den älteren jüdischen Gemeinden in Süddeutschland wie am Rhein ebenbürtig an die Seite stellen.

Die Rechtslage der Juden an den einzelnen Orten war von den außerordentlich differenzierten politischen Verhältnissen in Schlessen abhängig. In den kleinen Fürstentümern, die oft nur aus einem Marktflecken und mehreren umliegenden Dörfern bestanden, wurden die Juden gern geduldet; denn der jüdische Händler brachte dem Fürsten durch seine Verbindungen mannigfache Vorteile. War er doch bei den primitiven Verhältnissen der einseitigen Agrarwirtschaft der hauptsächlichste und darum wichtige Faktor zur Hebung des Wirtschaftslebens. Anders war es in den Städten. Die Städte konnten sich unter dem Druck der Fürsten nur langsam zu einer gewissen Selbstständigkeit entwickeln. Kaufmannschaft und Zünfte kämpften Jahrhunderte hindurch um ihre Rechte, die ihnen von den Fürsten vorenthalten wurden. Länger als in den andern Ländern und Gauen des Reiches dauerte in Schlessen die Abhängigkeit der Städte an. Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts gewann die städtische Bevölkerung an manchen Orten größeren Einfluß und Geltung. Parallel mit dem Aufblühen städtischen Lebens ging ein Kampf der Zünfte und der sich ihrer Macht bewußt werdenden christlichen Kaufmannschaft gegen die lästige jüdische Konkurrenz. In den Beratungen der Zunftmeister und Kaufmannsgilden, in den Kanzleien der Magistrate schlesischer Städte wie Breslau, Schweidnitz, Liegnitz, Glatz, Neisse, Neustadt, Oberglogau, Oppeln, Ratibor wurden die Voten und Verordnungen zur Bekämpfung und Unterdrückung der Juden mit besonderem Eifer ausgeklügelt.

Der Kampf richtete sich insbesondere gegen den jüdischen Handel, von dem die jüdische Bevölkerung Schlessens sich damals fast ausschließlich ernährte. Früher hatte es in der Nähe der städtischen Siedlungen noch viele Juden gegeben, die sich mit Ackerbau beschäftigten. Vor der Erstarkung der Zünfte waren sie auch sehr zahlreich im Handwerk vertreten. Um die Wende des 16. Jahrhunderts aber stand ihnen unter dem Zwang der Verhältnisse nur noch der Waren- und Geldhandel offen.

Nicht Neigung, nicht Eignung, sondern das eiserne Gesetz der Notwendigkeit gestaltete das Ansehen der jüdischen Wirtschaft. Die Formen des jüdischen Wirtschaftslebens wurden von außen diktiert. Selbst im Handel wurden von der christlichen Kaufmannschaft den Juden nur bestimmte Zweige überlassen. In den großen Städten Schlesiens, besonders in Breslau, erwarb die Kaufmannschaft Privilegien für bestimmte Gebiete des Warenhandels, von denen die Juden damit ausgeschlossen waren. So war den Juden der Handel mit Seiden, Webstoffen und Schnüren verboten. Bei den Märkten, wo sie als die Vermittler des Handels mit den fernen Handelsplätzen des Ostens nicht zu entbehren waren, wurde ihnen wenigstens der Einzelhandel untersagt. Diese vielfachen Einschränkungen drückten den größten Teil der Judenchaft Schlesiens in den elenden Zustand des Korbträgers (Korbträgers) herab. Einzelnen nur gelang es, sich zu Wohlstand, sogar zu Reichtum durchzuringen. Von der Armut und dem Elend der großen Masse der Judenchaft wissen die Chronisten zu erzählen, die Konkurrenten aus dem Kaufmannstande aber sahen nur den Glanz des Reichtums und fanden mit Klagen über den jüdischen Wucherer und den jüdischen Kaufmann kein Ende. Dem kaufmännischen Konkurrenzneid gesellte sich der von der Geistlichkeit gezüchtete Haß zu. Den Feinden Christi gegenüber schien alles erlaubt. Die geistlichen Gewalten wie die städtischen Machthaber erblickten in der Unterdrückung der Juden ihre besondere Aufgabe. Ihr Ziel war die völlige Vertreibung aller Juden Schlesiens.

So verschafften sich die bedeutendsten Städte Schlesiens wie Breslau und Liegnitz und insbesondere die Städte Oberschlesiens im Laufe eines Jahrhunderts von 1455 bis 1564 Privilegien zur „Abschaffung der Juden“. Noch bevor der letzte Schlag der endgültigen Austreibung vom Jahre 1582 die schlesische Judenchaft traf, befanden sich infolge der Teilanstreibungen die jüdischen Massen zumeist auf der Wanderung von einer Zufluchtsstätte zur anderen. Nicht nur der „Weydsack des Hausierers“, in dem der Jude nach dem Worte eines Chronikschreibers seine Waren „wie die Kage ihre Jungen“ mit sich trägt, sondern auch der Wanderstab Hasvers war in jener Zeit Symbol der schlesischen Judenchaft.

Aus dieser düsteren Epoche wirtschaftlicher Bedrängnis und politischer Entrechtung leuchten uns jedoch Zeichen jüdischer Kultur entgegen, die sich durch die stete innige Verbindung der schlesischen Judenchaft mit den jüdischen Gemeinschaften anderer Länder erklärt. Schon aus jener Zeit sind uns Namen schlesischer Juden bekannt, die in der jüdischen Geisteswelt einen guten Klang hatten. Den weitreichenden wirtschaftlichen Beziehungen zu den anderen jüdischen Siedlungen, insbesondere in Böhmen und in Polen, verdankt es die schlesische Judenheit in erster Reihe, daß sie in dem schweren

Lebenskampfe zum Teil noch standhalten konnte. Dabei spielte auch ihre von den Fürsten Schlesiens im gewissen Sinne begünstigte Stellung eine Rolle.

Die Juden, die unter fürstlicher Gewalt lebten, genossen nicht weniger, vielleicht sogar noch mehr Recht als die den Fürsten hörige Landbewohnerschaft. Auch den Städtern standen sie eigentlich im Genusse von Rechten nicht nach. Der Schutz, den die Juden an den Fürsten abführten, sicherte auch zuweilen tatsächlich den ihnen so notwendigen Schutz. Die Steuern und die Zölle, die der Fürst durch den jüdischen Handel einheimsen konnte, steigerten sein Interesse an der Erhaltung der Juden in seinem Gebiet. Dieses Interesse machte den Fürsten oft zum Sachwalter seiner jüdischen Untertanen. So setzten sich der Fürst von Glogau, der Reichsgraf Proskau von Zülz und Fabian von Schöneich, der Herr von Bentzen a. Oder, nach der allgemeinen Vertreibung der Juden aus Schlesien mit großem Eifer für ihre Untertanen ein. Wie traurig es auch erscheinen mag, so muß doch konstatiert werden, daß die Rechtslage der Juden sich überall dort verschlechterte, wo Städte, Zünfte und Kaufmannschaft, kurz das Bürgertum in seinen kleinen und großen Gemeinschaften, dem Potentaten menschliche Rechte und Freiheiten für sich selbst abzurufen vermochten. In diesem Kampfe sah das Bürgertum in dem Juden nicht seinen Streitgenossen. Im Gegenteil, das Recht des einen förderte das Unrecht dem andern gegenüber, die Freiheit des einen die Unfreiheit des anderen.

Das politische Getriebe des Reiches griff mit dem Anwachsen der Macht der Habsburger auch nach Schlesien über. Mit dem Vordringen des Einflusses der Habsburger in Schlesien übte die kaiserliche Macht ihre Wirkung auch auf die Beziehung der verschiedenen Stände zueinander aus. Die Städte suchten und fanden beim Kaiser Schutz gegen die Fürsten. Diese Fürsten sahen mit Recht in der Ausbreitung der kaiserlichen Gewalt eine Einschränkung ihrer eigenen Machtvollkommenheit. Da der Kaiser sich auf die Städte stützte und mit ihnen wie mit der Geistlichkeit ein gutes Einvernehmen zu unterhalten versuchte, begünstigte er sie unter anderem auch in ihren jüdenfeindlichen Bestrebungen. Durch die Beziehungen, die Schlesien bei der Ausbreitung der kaiserlichen Macht zu den andern Ländern des Reiches gewann, konnte es den von den Juden getragenen Handel mit dem Osten vorübergehend entbehren. So spielte auch hier die wirtschaftliche Konstellation eine große Rolle bei der Entrechtung und zuletzt bei der völligen Verdrängung der Juden aus dem Lande. Es konnte den Anschein haben, als ob die völlige Austreibung der Juden vom Jahre 1582 unter Kaiser Rudolf II. ohne Schaden für das Land durchzuführen wäre.

Ein halbes Jahrhundert hindurch war Schlesien nunmehr fast judenrein. Nur mit Mühe und unter großen Fährnissen konnten die Juden in Glogau und Zülz im Schutze der ihnen vom Kaiser gewährten Privilegien (Glogau) oder Duldungsedikte (Zülz) ihre Existenz

suchen. Dank diesen Privilegien konnten sie zu den Jahrmärkten nach Breslau kommen und auch bei einzelnen anderen Jahrmärkten Zutritt finden. Die Glogauer „Benediktiner“ („die vielen Äster und Zweige des Israel Benedict“, wie die Judenfeinde sich ausdrückten) kamen zum Teil als Großhändler mit bedeutenden Warenposten nach Breslau, die Zülzer hingegen pflegten als Kleinkrämer mit Frauen und heranwachsenden Kindern die Straßen Breslaus während der Jahrmärkte zu bevölkern. Allerdings hob das Recht des Jahrmarktbesuchs den Zustand der Schutzlosigkeit nicht auf. Die jüdischen Händler wurden von den Wächtern der Stadttore wie von den Aufsehern der Marktplätze hin und her gestoßen, und der Janhagel der Straßen, besonders die verwahrloste Jugend, ließen es an Beschimpfungen und Schlägen nicht fehlen. In den Bittschriften der Juden um Abstellung solcher Übelstände kehrt oft die Klage der jüdischen Krämer und Hausierer wieder, daß ihre Kober, die sie während der Erlegung des Zollgroßchens am Tor auf den Wagen zurüßlassen, in ihrer Abwesenheit vom Pöbel geöffnet und beraubt werden. Der Jude, der dem Räuber nachließ, wurde mit Steinen beworfen und wie ein Wild durch die Stadt getrieben. Die Stadtväter und die Ältesten der Kaufmannschaft sahen solchen Auftritten schmunzelnd zu.

Der schlesische Jude war zu dieser Zeit außerhalb seiner Heimatstadt in seinem Recht verhältnismäßig weniger geschützt als der polnische oder russische, vor allem aber als der willkommenere böhmische Jude, dessen Heimatgenossen nachgerühmt wurde, daß „die Juden aus Böhme gut Geld ins Land bringen“. Für den polnischen Juden setzte sich sein Landesfürst ein, so der Fürst von Lissa u. a. Und diese Patrone drangen oft mit ihrer Fürsprache durch. Die fremden Landesfürsten hatten mit ihrer Protektion mehr Glück als die einheimischen schlesischen, denen von geistlicher wie von ständischer Seite vorgeworfen wurde, daß sie dabei ihr eigenes und nicht das Interesse des Landes im Auge hätten. Solche Vorwürfe mußten sich die Grafen von Proskau wie die Fürstin von Teschen, die man beschuldigte, Juden gegen das Verbot in ihr Gebiet aufgenommen zu haben, des öfteren gefallen lassen. Die Glogauer fanden durch ihren Fürsten wirkameren Schutz, da man seinem Einfluß (er befand sich in reichsunmittelbarer Stellung) Beachtung schenken mußte. Die schlesische Judenschaft mußte es so besonders drückend empfinden, daß sie, auf der Scholle, auf der sie seit Jahrhunderten wohnte, durch kaiserliche Privilegien geschützt, bei jedem Schritt aus dem engen Kreis heraus weniger Sicherheit genoß und größerem Widerstand begegnete als die ausländischen Juden.

Mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts trat infolge der Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges eine Wandlung im Wirtschaftsleben ein. Aus den durch den Glaubensstreit der Reformation und Gegenreformation zerklüfteten, durch die Kriegshorden zerstörten deutschen Landen war der Reichtum verschwunden. Viele Provinzen waren durch die fremden Heere ausgefogen. Auch für

Schlesien hatten der Krieg und die Seuchen, die in seinem Gefolge kamen, ungeheuer viel Leid gebracht. Am stärksten hatte das flache Land gelitten. Vielerorts war die Bevölkerung dezimiert. Der unerträgliche Steuerdruck beraubte die schlesischen Fürstentümer immer mehr ihrer Schätze. Zu den großen Steuern kamen die Sonderforderungen, die die Kaiser während der Kriegswirren, wie früher in den Türkenkriegen, an die schlesischen Fürsten und Stände richteten. Den größten Teil der Auflagen für die Kriegsführung, die bis zu 150 000 Talern kamen, hatten die Fürsten zu tragen.* Die Bürgerschaft der Städte war schwerer zu erfassen, und die Städte konnten sich daher öfters den harten Steuerlasten entziehen.

Um den sich immer mehr verstärkenden Widerstand der Fürsten und Stände zu brechen, spielte der Kaiser in schlauder Politik die Fürsten gegeneinander aus. Dazu bot die hohe Geistlichkeit den Habsburgern, den Beschützern des Katholizismus, ihre Dienste. Offen oder im geheimen bekämpfte sie diejenigen Fürsten, die des protestantischen Regiments verdächtig waren, und paktierte bei diesem versteckten Krieg mit der Bürgerschaft der großen Handelsstädte, so in Breslau und in Neisse. Der Gegensatz zwischen der städtischen Bürgerschaft und den Fürsten wurde immer stärker. Nur in einem Punkte waren Bürgerschaft und Adel Bundesgenossen, in dem Bestreben, den Einfluß der kaiserlichen Regierung in Schlesien zu schwächen. Die in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts sich ankahnenden Selbstständigkeitsbestrebungen in Schlesien gewannen immer mehr an Boden. Durch die Bedeutung, die Schlesien als Durchgangsland für den Handel von Ost nach West nach dem 30jährigen Kriege von neuem gewann, kamen die Städte, im Gegensatz zum Flachlande, zur Blüte. Die Rolle, die die Juden bei diesem Handel spielten, verschaffte ihnen Ansehen auch in dem Kreise ihrer bisherigen Gegner. Die Breslauer Ratsherren duldeten daher in jener Zeit, ihrem eigenen Nutzen folgend, nicht nur den vorübergehenden Aufenthalt von Juden, sondern sahen sogar schweigend zu, wie sich in den Außenquartieren, wie auf der Tschepine und auf klösterlichem Boden, in Hundsfeld und in anderen Orten, immer größere Gruppen ansiedelten. Die jüdische Bevölkerung Schlesiens vergrößerte sich außerdem durch die einmalige, vom Kaiser genehmigte Einwanderung von polnischen Juden, die sich vor den Wirren des schwedisch-polnischen Krieges flüchteten. Aus ihren ersten Zufluchtsstätten, Militsch, Neisse, Zülz u. a. verbreiteten sich diese Juden über ganz Schlesien.

Zwischen Theorie und Praxis in der Behandlung der schlesischen Juden klappte nunmehr ein tiefer Widerspruch. Nach dem Buchstaben des Gesetzes war Schlesien gemäß

* Eine vom Kaiser an Schlesien gestellte Geldforderung erreichte i. J. 1697 die Höhe von 1 673 383 fl., wobei lebhafter Widerspruch und Gegenforderungen erhoben wurden. (J. H. Fehner, Der Zustand des schles. Handels vor der Besitzergreifung des Landes durch Friedrich d. Großen. Jahrb. f. Nationalökon. u. Statist., ed. Conrad, N. F. IX, S. 224).

dem Edikt vom Jahre 1582 den Juden verschlossen, in Wirklichkeit aber saßen sie nun, autochthon oder zugewandert, an vielen Orten. Dieser Unterschied zwischen Theorie und Praxis in Bezug auf die Juden tritt besonders kraß in dem Verhalten der Kaufmannschaft hervor. Bald hagelt es Verbote, bald gilt auf Verlangen der Kaufmannschaft selbst eine humane Duldung.*

Alle legislativen und exekutiven Instanzen Schlesiens beschäftigten sich andauernd mit der schlesischen Judenheit, wobei nicht speziell von den Glogauer und Zülzer Juden die Rede ist, sondern von der „schlesischen Judenheit“ schlechthin, deren Existenz auf schlesischem Boden de jure nicht zulässig ist, die aber de facto in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts im Wirtschaftsleben des Landes bereits eine bedeutende Rolle spielt. Die Diskrepanz zwischen dem Austreibungsedikt vom Jahre 1582 und dem tatsächlichen Zustand, wie er sich durch das Glogauer Privileg (1598) und durch die Edikte zu Gunsten der Zülzer Juden (1601, 1611) herausgebildet hatte, offenbart sich mit besonderer Deutlichkeit, nachdem Ferdinand II. in den Jahren 1627/28 in dem sogenannten Prager Privileg, auf Betreiben der Prager Juden, die „schlesische Jüdischheit“ ausdrücklich mit den gleichen Rechten bedachte. Ein halbes Jahrhundert lang fehlte der schlesischen Jüdenschaft, vor allem den Glogauern, die sich im Schutze von Sonderrechten befanden, das Bewußtsein und die klare Erkenntnis von dem hohen Werte dieser Prager Privilegien für ihr eigenes Geschick. Aus dem Mangel dieser Erkenntnis ist es zu erklären, daß die Juden Glogaus bei den vielfachen, von ihnen bei den Kaisern erwirkten *Confirmationen* des Benediktischen Privilegs nur ein einziges mal, 1631, die Bezugnahme auf das Prager Privileg durchsetzten.

Hingegen wurde den Juden von Zülz die besonders wichtige rechtliche Fassung des Prager Privilegs im Laufe ihrer Bemühungen um eine gesicherte Rechtsstellung immer klarer.

In den mehrfachen Eingaben der Zülzer Jüdenschaft tritt uns die sonst zu jener Zeit im Reiche nirgends laut gewordene Forderung entgegen: Gleiche Rechte — als Entgelt für gleiche Pflichten.

Allerdings beziehen sich diese Forderungen in erster Linie auf die Gleichstellung gegenüber dem Fiskus (gleiche Steuerleistungen) und auf die Gewährung vollständiger *Freizügigkeit*. Nicht nur der freie Besuch von Jahrmärkten, sondern das Recht zum längeren unbehinderten Aufenthalt in Handelsangelegenheiten, aus dem sich das *Niederlassungsrecht* notwendigerweise ergibt, wird von den Juden verlangt, wobei die Abschaffung aller Zölle (besonders des Leibzolls) und Manthen als Voraus-

* Vgl. Rabin, Vom Rechtskampf der Juden in Schlesien (1582—1713), Bresl. 1927, S. 75 Anm. 1.

setzung einer wirklichen Freizügigkeit mit enthalten sein müßte. Ferner wird die Bestätigung der im Prager Privileg den schlesischen Juden gewährleisteten Handels- und Gewerbefreiheit gefordert.

Zusammenfassend sind diese Forderungen: Steuer- und Abgabengleichheit, Freizügigkeit, Handels- und Gewerbefreiheit, als bürgerliche Gleichstellung zu charakterisieren. Allerdings fehlt darunter die Forderung der Gleichstellung vor der Justiz. Um dies zu verstehen, muß man vor allem in Betracht ziehen, daß die Juden in ihren internen Rechtsstreitigkeiten sich ausschließlich nach der Rechtsprechung der Rabbiner (der „Judenrichter“, wie sie in offiziellen Quellen heißen) richteten. In Prozessen zwischen Juden und Nichtjuden unterstanden die Zülzer und Glogauer teils der Jurisdiktion der Schlossherren, teils der Jurisdiktion der Stadtgerichte. Besonders unklar lagen die Verhältnisse auf diesem Gebiete in Breslau. Aus vielen Urkunden ist jedoch zu ersehen, daß die Gerichte in ihrer Rechtsprechung auch in Breslau gegenüber den Juden keine Ausnahmegesetze zur Anwendung brachten. Zum Teil ist sogar eine besonders milde Behandlung zu konstatieren, namentlich dort, wo das Handelsinteresse der Breslauer Kaufmannschaft mit im Spiele war. So wird ein Zülzer Jude aus der Schuldhaft für zwei Monate entlassen, damit er den weit berühmten Jahrmarkt in Jaroslaw in Polen aufsuchen kann (Br. Stadt-Archiv, Sign.-Bücher 1662).*

Die besondere Tendenz der Forderungen der Zülzer Judentchaft war der Aufmerksamkeit der verschiedenen Machthaber in Schlesiens nicht entgangen. Die Breslauer Kaufmannschaft, Breslauer Ratsherren, die königlichen Städte, die Fürsten und Stände, wie insbesondere die Geistlichkeit, setzten sich sofort mit den so oft erprobten Mitteln gegen die gefährlichen Ansprüche zur Wehr. In einem Votum aus dem Jahre 1689 richtete die Geistlichkeit an das Oberamt in Breslau und durch dessen Vermittlung an den Kaiser in Prag die eindringlichsten Warnungen, daß die Juden in ihren Bemühungen um die Confirmation des Prager Privilegs nicht nur freien Handel und Wandel, sondern die Niederlassungsmöglichkeit im ganzen Herzogtum Schlesiens als ihr letztes Ziel erstreben. Zugleich spricht sie die Befürchtung aus, daß die schlesischen Juden durch die Verwirklichung des Wortlautes der Prager Privilegien in den Genuß größerer Rechte gelangen könnten als die andern nichtkatholischen Bekenntnisse und demnach mehr bevorzugt wären als die Protestanten. Den katholischen Machthabern kommt es dabei nicht in den Sinn, daß sie auf diese Weise ihrer eigenen engherzigen kirchlichen Politik das Todesurteil sprechen.

Die gleiche Erkenntnis von der unwälbenden Bedeutung der von den Juden erstrebten Sicherung ihrer Rechte schimmert durch alle anderen Voten der verschiedenen Stände in Schlesiens.

* f. Rabin, Die Juden in Zülz, Neustadt O/Schl. 1926, S. 20.

Entsprechend dem ständischen Charakter jener Zeit spielt sich ein Kampf um Privilegien ab. In der bürgerlichen Gleichberechtigung der Juden erblickt jeder Stand eine Einbuße seiner Vorrechte und einen Eingriff in die ihm zugesicherten, durch die Jahrhunderte geheiligten Privilegien.

So gewinnt der von den Juden in Schlesien im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts geführte Kampf seine eigentliche Bedeutung.

Wenn E m a n z i p a t i o n die auf gesetzgeberischem Wege durchgeführte rechtliche Gleichstellung der Juden mit allen andern Bürgern des Landes bedeutet, so tragen die Bestrebungen der schlesischen Judentum, soweit es sich um die bürgerliche Gleichberechtigung handelt, diesen Emanzipationscharakter.

Von einer politischen Gleichberechtigung konnte zu jener Zeit in Schlesien selbstverständlich nicht die Rede sein. Die Struktur der politischen Machtverhältnisse hat sich in Schlesien zwar wesentlich geändert. Die Städte, und an ihrer Spitze Breslau, waren zu großem Einflusse gekommen. Wie der Adel auf dem Lande, so waren es die Patrizierfamilien in den Städten, z. T. auch die reichen Kaufleute, die die Macht in Händen hatten. Aber nicht nur die Schwierigkeit, die darin bestand, den alten Trägern der politischen Macht auch nur ein kleines Quäntchen ihrer Gewalt zu entreißen, hätte die Juden von solchen Ambitionen abhalten müssen. War doch die Judentum in Schlesien an Zahl zu schwach, um zu irgend einer politischen Geltung zu kommen. Vor allem aber war die ganze kulturelle Struktur der Judentum nicht dazu angetan, die Juden aus der Abgeschlossenheit ihres eigenen Lebens einen Ausweg suchen zu lassen. Für den klaren Blick der schlesischen Juden spricht jedoch die Tatsache, daß sie bei allen ihren Bemühungen in Breslau wie in Prag von einer geradezu bewundernswerten Erkenntnis der politischen Zusammenhänge im Lande geleitet wurden. Es gelang ihnen, die verschiedenen Kräfte gegeneinander auszuspielen und dadurch den Schutz des Kaisertums gegenüber den lokalen Mächten des Landes zu erlangen. Die Erwirkung des Zülzer Privilegs im Jahre 1699, das eigentlich nichts Neues, sondern nur die Confirmation einer Anwendung der Prager Privilegien auf die Juden von Zülz, die einen Teil der „schlesischen Judenheit“ ausmachen, darstellt, bedeutet einen Meilenstein in der Geschichte der schlesischen Juden.

Leopold I., der im ersten Jahre seiner Regierung (1658) den sogenannten Nachkommen Benedikts ihr Privileg erneuerte, hat durch diese rechtliche Anerkennung in den letzten Jahren seiner Regierung das Unrecht seiner Vorfahren vom Jahre 1582 vollends wettgemacht.

Vom Jahre 1699 bis zum Todesjahre Leopolds hatten die Juden Schlesiens (diesmal die Zülzer im Verein mit den Glogauer Juden) einen ununterbrochenen Kampf um die Sicherung der ihnen zugebilligten Rechte zu führen. Von allen Seiten wurde gegen

die Rechtsstellung der Juden Sturm gelaufen. Am stärksten tat sich hierbei Breslau hervor. Die sogenannte „Judenordnung“, die der Breslauer Rat im Jahre 1702 erließ, war dazu angetan, sämtliche von den Juden erlangten Rechte, soweit es sich um deren Ausübung auf Breslauer Stadtgebiet handelte, illusorisch zu machen. Hinter dem Rat stand die Kaufmannschaft. Diese fürchtete die Konkurrenz der Juden. Erkannte sie doch stets, wie groß die treibende Kraft der jüdischen Unternehmer war. Schon im Jahre 1690/91 wurde die Breslauer Kaufmannschaft von einem in seinem Wesen außerordentlich phantastischen Projekt eines „Juden aus Dobitschau aus Mähren“ aufgeschreckt, der nicht mehr und nicht weniger als ein Papier- und Tabak-Monopol für das ganze Herzogtum Schlesien anstrebte. Kaiser Leopold nahm dieses Projekt des Salomon Mandel, der sich nebenbei auch um den Landrabbinerposten in Schlesien bewarb, außerordentlich ernst. Die Breslauer Kaufmannschaft aber wandte sich gegen diesen Plan eines mährischen Juden, der zum *Primas* aller mährischen und schlesischen Juden werden wollte. Sie nahm hierbei Veranlassung, in Gemeinschaft mit anderen königlichen Städten gegen die Unternehmungen der Hofjuden Oppenheimer und Wertheimer zu protestieren, deren hochfliegender Unternehmergeist auch die reichen Gebiete Schlesiens in seine Bahn zwingen wollte.

Die Breslauer Kaufmannschaft glaubte damals, kurzfristig wie sie war, die Juden entbehren zu können, da der Handel des Ostens durch die Politik Peters des Großen zum Teil nicht mehr den Weg über Schlesien nahm. So finden wir Breslau in vorderster Reihe des Kampfes gegen die Juden. Fast hatte es den Anschein, als ob die in ihrem ersten organischen Entwicklungsstadium befindliche schlesische Judentum wieder in ihre beiden Zufluchtsstätten, Zülz und Glogau, zurückgedrängt werden sollte. Da warfen wichtige politische Verwickelungen Europas auch auf Schlesien ihre Schatten. Schlesien wurde in den Kampf zwischen Schweden und Polen hineingezogen. Die Heere Karls XII. hielten Schlesien besetzt. Der alte Kampf zwischen Katholiken und Protestanten wurde durch das Erscheinen von siegreichen Trägern der früheren Gustav-Adolf-Bewegung von neuem entfacht. Die Protestanten Schlesiens begrüßten die Schweden unter Strahlenheim als ihre Retter und Befreier. Der streng katholische Herrscher, Joseph I., mußte den Protestanten Konzessionen machen. Das Endergebnis brachte die Alt-Ranstädter Konvention.

Die Widersacher der Juden waren mit diesen Vorgängen, die über die Schicksale großer Teile der schlesischen Christenheit zu entscheiden hatten, vollauf beschäftigt. Man vergaß die Juden. Unbedrängt konnten sich die Juden nunmehr an vielen Orten in Schlesien niederlassen. Als Karl VI. im Jahre 1713 durch den Erlaß seines Toleranz-



Thoravorhang von 1783
Synagogen-Gemeinde, Langendorf O/Schl.

Aus der Ausstellung: „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens“
im Schles. Museum für Kunstgewerbe
und Altertümer, Breslau



Miniatur aus der Nachsor-Handschrift
der Staats- und Universitätsbibliothek
Breslau, Ende 13. oder Anfang 14. Jahrh.

Aus der Ausstellung: „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens“ im Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau

edikt eine Neuordnung der Verhältnisse der schlesischen Judenheit vornahm, waren die Juden bereits in vielen Orten Schlesiens verbreitet. Nicht nur in den 20 Orten, in denen sich Toleranzämter befanden, sondern an vielen andern Stellen waren kleinere jüdische Siedlungen entstanden.

Mit dem Toleranzedikt erlangte der Kampf der Juden um ihre Rechte nicht seinen Abschluß. Er gewann vielmehr einen neuen Inhalt und ein neues Ziel. Gegenüber den in den Privilegien gewährten Rechten bedeutete nämlich das Toleranzedikt einen Rückschritt. Das Neue des Toleranzediktes war vor allem die genaue Unterscheidung bei der Abwägung der Rechte der possessionierten und der nicht possessionierten Juden. Dadurch wurde seine Bedeutung wesentlich geschwächt und zugleich Uneinigkeit in die Reihen der Juden selbst getragen. Die Zülzer und Glogauer Juden beriefen sich in all ihren Denkschriften, die gegen die bedrückenden Bestimmungen des Toleranzediktes gerichtet waren, auf ihre alterworbenen Rechte. Der Kampf der autochthonen schlesischen Juden gegen die fremden eingewanderten „vagierenden“ Juden nahm oft gehässige Formen der skrupellosen Rechtschmälerung und der Denunziation an. Fast ein Menschenalter verging in diesen Kämpfen, bis mit der Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen die schlesische Judenheit in den Bereich der friderizianischen Judenpolitik hineingezogen wurde. Die Entrechtung aller brachte den Ausgleich zwischen eingewanderten und fremden Juden. Für viele Jahrzehnte war es nun mit den Emanzipationsbestrebungen der Juden Schlesiens vorbei.

Meine kleine Apfelblüte

Von Friede Gewecke

Meine kleine Apfelblüte
hat über Nacht
viel Regentropfen bekommen.
Das arme Kind. —
Ich lief zu ihr,
sobald ich es vernommen.

Sie macht ein trübes,
ein traurig Gesicht.
— Der dumme, schlechte Regen!
Die Blütenblättchen
fallen herab,
liegen weiß auf meinen Wegen.

Ich geh darüber hin. —
Was hab ich nun
von aller Pflege und Liebe.
Das holde Kleidchen ist hin.
Sie schämt sich und friert.
Wenn doch nur immer das Wetter schön bliebe!

Die Ausstellung: Das Judentum in der Geschichte Schlesiens

Von Dr. A. Schellenberg

Vor einem Jahre wurde in Breslau auf Anregung der Synagogengemeinde zu Breslau der Verein „Jüdisches Museum G. V.“ mit dem Zweck ins Leben gerufen, aus früheren Zeiten in Schlesien noch vorhandene Kunst- und Kulturdenkmäler, soweit sie sich auf Geschichte und Kult des Judentums beziehen, zu sammeln und zu gegebener Zeit für sie ein Museum zu errichten. Es war zweifellos ein glücklicher Gedanke, zunächst die Veranstaltung einer Ausstellung dem Direktor des Schloßmuseums in Breslau, Herrn Prof. Dr. Erwin Hinge zu übertragen, da dieser außer seiner umfassenden Sachkenntnis als Nichtjude eine Objektivität mit sich brachte, die gerade dieser Ausstellung von besonderem Nutzen war. Hinge faßte das Thema nicht engherzig-kunstgeschichtlich, nicht dogmatisch-kultisch, sondern historisch-kulturgeschichtlich auf, und so wurde aus dieser Veranstaltung nicht eine rein innerjüdische Angelegenheit, sondern eine Ausstellung für die gebildeten Kreise jeder Konfession.

Ihren Niederschlag findet das Bild dieser Ausstellung in einem Katalog, der durch seine wissenschaftliche Gründlichkeit, die ausführlichen Angaben über die kultische Bedeutung der verschiedenen Kunstgegenstände, durch deren genaue Beschreibung und geschichtliche Einordnung turmhoch über allen ähnlichen Veröffentlichungen steht und dadurch als Vorbild und Quellenwerk für spätere Kataloge von Judaica seinen besonderen Wert behalten wird.

Auch die Ausstellung selbst ist nicht nur von seltener Übersichtlichkeit, sie entbehrt auch in ihrer Anordnung nicht einer gewissen Originalität. Sie ist gegliedert in einen historischen Teil mit einer besonderen, in sich abgeschlossenen jüdisch-theologischen Gruppe und in einen kunsthistorischen. Der erstere enthält Dokumente und bildliche Darstellungen zur Geschichte der Juden in Schlesien, der zweite umfaßt im wesentlichen jüdische Kultgeräte. In einer dritten Abteilung finden sich Handschriften, Inkunabeln, frühe Drucke, Porträts, Gebrauchs- und Luxusgegenstände jüdischer Familien u. a.

Wenn ich vorhin von Originalität sprach, so trifft diese in erster Linie auf die Anordnung der historischen Abteilung zu. Da steht man zunächst vor dem schönen Kopf Heinrichs IV., einem Gipsguß von dem Grabmal in der Breslauer Kreuzkirche, und hinter ihm ragt ein unscheinbares schlichtes Eisenkreuz auf. Diese Gruppe ist ein Symbol für die Geschichte der schlesischen Juden. Heinrich IV. ist der erste schlesische Herrscher, der gegen die 1237 in Breslau gefaßten erzbischöflichen Provinzial-Synodal-

beschlüsse im Jahre 1270 ein Statut herausgab, das den Juden Sicherheit der Person, des Eigentums, Hausfriedens, Handels und die Unverletzlichkeit ihrer Kultstätten und Friedhöfe verbürgte. Unter dem Schutze dieses Edikts, das sich späterhin eine ganze Anzahl anderer schlesischer Fürsten zum Vorbild nahm, gestaltete sich im wesentlichen das Leben der schlesischen Juden im Mittelalter durchaus friedlich, bis dann die wütenden Angriffe des Franziskanermönches Capistrano auf dem Blücherplatz, der den Juden Knabenmord für ihre Blutopfer und Hostienschändung vorwarf, am 4. Juli 1453 zur Verbrennung von 41 Juden und zur Verbannung der übrigen 318 aus Breslau führten. Der jugendliche König von Böhmen Wladislaus bestimmte dann zwei Jahre später, daß kein Jude und keine Jüdin „für ewige Zeiten“ in Breslau ihre Wohnung haben sollten. Fast 200 Jahre dauerte diese „für ewige Zeiten“ gegebene Verbannung. Das Kreuz hinter dem Haupte Heinrichs IV. ist nun jenes Gedächtniskreuz, das zur Erinnerung an die Taten Capistranos und die Judenverbrennungen auf dem Salzring errichtet und nach Aufstellung des Blücherdenkmals zwischen zwei Fenster des Hauses Blücherplatz Nr. 9 gesetzt wurde. Von dort kam es nach Abbruch dieses Hauses in das Kunstgewerbemuseum.

Dreht man dieser symbolischen Gruppe, die zwei Marksteine in der Geschichte der schlesischen Juden kennzeichnet, den Rücken, so ist man weiterhin zum mindesten ein wenig erstaunt, an den Wänden des Lichthofs die Bildnisse schlesischer Fürsten und preussischer Könige auf den Besucher herabblicken zu sehen. Aber diese zunächst wohl etwas befremdende Anordnung hat durchaus ihre Berechtigung, denn das Wohl und Wehe der Juden ist ja von den Edikten der einzelnen Herrscher überhaupt nicht zu trennen. Unterhalb der einzelnen Bildnisse liegen in Vitrinen in zahlreichen Originalurkunden Dokumente, die sich zur Zeit der jeweiligen Herrscher auf die Geschichte der Juden in ihrer Gesamtheit oder als Einzelpersonen beziehen.

Es ist hier nicht der Ort, und ich bin auch hierzu nicht kompetent, einen Abriss der jüdisch-schlesischen Geschichte zu geben, zumal auch in Oberschlesien besondere Verhältnisse vorliegen; statt dessen will ich zunächst nur die wenigen Ausstellungsstücke der historischen Abteilung herausheben, die in irgend einer Beziehung zu Oberschlesien stehen. Da ist zunächst eine von Dr. Erich Klibansky bearbeitete Karte mit Darstellungen der ältesten Judensiedlung in Schlesien außerordentlich aufschlußreich. So sind in Reisse die ersten jüdischen Siedler 1346 nachweisbar, in Oberglogau 1349, in Neustadt 1350, in Mjest 1357, in Leobschütz 1360, in Ratibor 1367, in Peiskretscham 1373, in Oppeln 1396, in Kreuzburg und Pitschen 1414 und in Bentzen 1421. Eine zweite von demselben bearbeitete, von Erwin Stibahne gezeichnete Karte gibt eine Darstellung der jüdischen Ansiedlungen aus der Zeit um etwa 1750—1807. In folgenden oberschlesi-

schen Orten gab es damals jüdische Ansiedler: Beroun, Beuthen, Georgenberg, Guttentag, Hultschin, Kieferstädtel, Konstadt, Kosel, Kranowitz, Kreuzburg, Landsberg, Loslau, Lublinitz, Myslowitz, Neisse, Nicolai, Oppeln, Peiskretscham, Pleß, Proskau, Rosenberg, Rybnitz, Sohrau, Wjest, Woischnitz, Zanditz und Zülz. Außer Abbildungen der Synagogen von Zülz und Gzieschowa, letztere 1780 als Schrottholzban errichtet, ferner einem Stadtplan von Neisse mit eingezeichneter Judengasse sind an oberschlesischen Judaica in der historischen Abteilung nur noch erhalten: ein Handelsprivileg, das Friedrich d. Gr. 1754 in Neisse den verdienstvollen Remonte-Lieferanten Lebel Israel zu Preßwitz und Salomon zu Halemba ausstellte, dann ein Bittbrief des Rabbinats und Synagogenvorstands in Zülz von 1769 anlässlich des Brandes der Synagoge und eines Teiles des Ghetto und ein Schutzpaß für Lövi Freund, den Diener des Schutzjuden Abraham Freund, der 1809 in Larnowitz vom kgl. preuß. Judenschutzamt ausgestellt wurde. In der jüdisch-theologischen Gruppe findet sich ein Chorver-Diplom für das Doktorat der jüdischen Wissenschaft für den Gelehrten Elieser, Sohn des Pinchas aus Zülz, ausgestellt 1762 durch den ersten in Zülz tätigen Rabbiner Jacob Ysaak La-Levi in Preßburg.

Im Verhältnis zu diesem ziemlich dürftigen Material oberschlesischer Judaica der historischen und jüdisch-theologischen Gruppe ist Oberschlesien in der kunstgeschichtlichen Abteilung sehr gut vertreten. Das liegt darin begründet, daß wertvolle Gold- und Silber-schmiedearbeiten aus dem Schatz der Zülzer Synagoge zur Ausstellung kamen.

Bisher ist die Kunstgeschichte an jüdischen Altertümern fast ganz vorübergegangen, so daß unter den Juden bis in die Gegenwart hinein der Glaube sich halten konnte, daß z. B. ihre Kultgeräte aus Edelmetall Arbeiten jüdischer Goldschmiede seien. Die Breslauer Ausstellung hat uns nicht nur insoweit Klarheit gebracht, daß, soweit es sich um schlesische Stücke handelt, diese ausschließlich von christlichen Stadtgoldschmieden und Silberarbeitern geschaffen worden sind, sondern auch das Verdienst, unser Wissen um das Können der schlesischen Goldschmiede des 18. Jahrhunderts um ein Beträchtliches vermehrt zu haben. Manches der ausgestellten Stücke könnte einen würdigen Platz in dem großen Werke von A. Masner und E. Hinge: Goldschmiedearbeiten Schlesiens, Breslau 1911, einnehmen.

Es hängt mit der Geschichte der schlesischen Juden zusammen, daß die frühesten jüdischen Kunstgegenstände in Schlesien einer verhältnismäßig späten Zeit, nämlich dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts angehören. Der einzige Ort, in dem die Juden jahrhundertlang, ohne vertrieben zu werden, in Schlesien saßen, war Zülz. Der Brand der Zülzer Synagoge von 1769 dürfte sicherlich interessante Kultur- und Kunstgeschicht-

liche Denkmäler vernichtet haben. Was wir an frühesten jüdischem Kunstgewerbe besitzen, gehört dem Barock an.

Wenn auch die Breslauer Ausstellung sich fast nur auf schlesische Judaica beschränkte, so griff sie doch dann über den provinziellen Rahmen hinaus, wenn die großen Bibliotheken Breslaus aus ihrem Besitzstand seltene Werke zur Verfügung stellen konnten. So werden wir mit einer Nachsor-Pergamenthandschrift der Breslauer Universitätsbibliothek, die ein Schüler des Dichters Meir ben Baruch († 1296) aus Rotenburg um die Wende des 13. Jahrhunderts verfertigte, bekannt. Von der künstlerischen Höhe des Bilder- und Schriftschmuckes dieser Handschrift gibt am besten das Blatt mit dem Regengebet und den Tierkreiszeichen einen Begriff (s. Abb.). Die dekorative Wucht dieser hebräischen Buchstaben, die saubere Ausführung, die fein abgewogene Raumaufteilung lassen ohne weiteres auf eine alte jüdische Schriftkultur und -tradition schließen, doch sind im Rahmenwerk z. B. in den gotischen Turmaufsätzen Einflüsse der zeitgenössischen christlichen Kunst unverkennbar.

Das Hauptgewicht der Ausstellung ruht auf den Goldschmiedestücken, unter denen an Zahl und Bedeutung die in Silber getriebenen, z. T. vergoldeten Thoraschilder an erster Stelle stehen. Was man unter einem Thoraschild zu verstehen hat, darüber gibt der Katalog (S. 53) Auskunft. Ich zitiere wörtlich, um einen Begriff zu geben, mit welcher Gründlichkeit der Katalog gearbeitet ist und wie er auch den Nichtjuden das Verständnis für die einzelnen Kultgegenstände vermittelt: „Zu den am reichsten ausgestatteten Schmuckstücken einer umkleideten Thorarolle gehört der über der Vorderseite des Mantels hängende Thoraschild (hebräisch *Taf*) in Gestalt eines Brustschildes in rechteckiger Grundform. Die in der Regel aus Silber getriebenen Thoraschilder tragen die mannigfachsten Schmuckmotive; darunter kehren häufig die Gesezestafeln und als symbolische Darstellung religiöser Kraft und Glaubensstärke die eine Krone haltenden Löwen wieder. Der *Taf* hängt meist an einer zwei- oder dreiteiligen silbernen Kette. Viele Thoraschilder haben austauschbare Plättchen mit Angaben der jüdischen Feste und Sabbate.“ Zu dieser Beschreibung seien noch einige Ergänzungen gegeben. Zu dem ikonographischen Urbestandteil gehört ein *Gäulenpaar*, das die beiden Säulen Jachin und Boas vor dem salomonischen Tempel symbolisiert. Dieses Schmuckmotiv, vielleicht eines der ältesten überhaupt, sahen wir schon auf dem Pergamentblatt mit dem Regengebet, wir finden es auf fast allen Thoraschildern, sehr oft auf Grabsteinen und ebenfalls auf den Thoravorhängen. Diese Gesezestafeln und Kronen werden wie heraldische Motive behandelt, indem entweder ein Löwenpaar oder auch Moses und Aaron die Rolle des Schildhalter übernehmen. Sehr selten

treten an ihre Stelle andere Motive wie z. B. auf dem schönsten von dem Breslauer Silberarbeiter Carl Maximilian Powalsky (1761/76) gefertigten Thoraschild (sief. Abb.), wo die Gesekestafeln statt von Moses und Aaron von einer Palme und einem Paradiesapfelbaum flankiert werden. Die außerdem als Umrahmung angebrachten übrigen Motive wie der siebenarmige Leuchter, der Altar mit dem Opferfeuer, das Levitenwaschgerät, das eherne Meer, die Bundeslade, der Kidduschbecher, und der Tisch mit den 12 Schaubrotten gehören zu dem nicht sehr großen jüdischen Ikonographenschatz und wiederholen sich einzeln oder in Gruppen auf den verschiedensten Gegenständen. Die Zahl der Kronen schwankt zwischen eins und drei, in ihnen werden Priestertum, Wissenschaft und Königtum symbolisiert.

Da, wie ich schon oben erwähnte, als Verfertiger dieser Stücke nur christliche Goldschmiede in Frage kommen, so reihen sich stilistisch alle diese Arbeiten in die allgemeine Stilgeschichte ein. Und dennoch ist Eines auffallend, ein gewisser konservativer Zug haftet den meisten dieser Werke an, er äußert sich an dem Festhalten und an der Vorliebe für barocke Gestaltung. Zwar kann man an einzelnen Stücken zu Beginn des 19. Jahrhunderts erkennen, wie das Säulenpaar, den Stilendenzen des Empire folgend, geradlinige und einfache Formen annimmt, aber dafür finden wir wieder noch im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gewundene Barocksäulen die Gesekestafeln flankieren, wie z. B. bei einem Thoraschild aus Zülz, heute im Besitz der Synagogengemeinde in Neustadt D.-G. In diesem Zusammenhang möchte ich auch eine von Hinge in den Anfang des 19. Jahrhunderts gesetzte Chanukkalampe mit einem ausgesprochenen barocken Stilcharakter (Kat. Nr. 374) nennen, ich glaube jedoch, daß sie zwei bis drei Jahrzehnte später angefertigt ist. Die Spitzbogengitterung verrät den Einfluß der Schinkel'schen Neugotik.

Außer den Thoraschilden wären noch zahlreiche andere Goldschmiedearbeiten wie die Rimmonim (silberne, über die Enden der beiden Thorarollen gestülpte Aufsätze in Form von (ursprünglich) Granatäpfeln, später von Kronen), die Thorazeiger, am Ende gewöhnlich in eine Hand auslaufend, die Kidduschbecher, Waschgeräte, Opferstöcke, Gewürzbüchsen usw. zu nennen. Letztere haben unter allen Kultgegenständen die bei weitem mannigfaltigsten Formen aufzuweisen. Auf der Ausstellung waren Gewürzbüchsen in Gestalt von Früchten (Birnen, Eicheln), von Sonnenblumen, Muscheln, Schildkröten, Fischen, Dosen, Kugeln und Türmen zu sehen, ja eine war selbst in Form einer Lokomotive gebildet.

Abgesehen von jüdischen Steinmetzen, die die Grabsteine ihrer Glaubensgenossen behauten, können wir nur noch in einem Kunstzweig jüdische Hände selbst als Entwerfer und Ausführer annehmen, auf dem Gebiete der Stickerie. Jeder Tempel besitzt

einen oder mehrere Thoravorhänge. Er verdeckt das Allerheiligste, den die Gesetzesrollen enthaltenden Thoraschrein. Er zeichnet sich durch Farbigkeit und reiche Goldstickerei aus. In Schlesien ist die Verschiedenfarbigkeit von Spiegel und Borte typisch, ohne daß es jedoch möglich wäre — wie z. B. in der katholischen Kirche — bestimmte Farbenschriften für die einzelnen Festtage nachzuweisen. Der älteste Thoravorhang der Ausstellung von 1751, im Besitz des Breslauer Kunstgewerbemuseum, ist in seiner Einfachheit wesentlich verschieden von den späteren Arbeiten. Über dem roten Samtspiegel mit in Silberfäden bei der Beschneidung üblichen hebräischen eingestickten Gegensprüchen findet sich in einem grünseidenen Feld in Silber eine aufgestickte Thorakrone mit der hebräischen Widmung der Stifter. Über diesem Felde und unterhalb des Spiegels ist je ein Davidstern in Goldborte aufgenäht. Dieser aus einer Breslauer Synagoge stammende Thoravorhang entspricht in seiner schönen Sachlichkeit am meisten unserem heutigen Schönheitsempfinden. Nach der Jahrhundertmitte wird ein anderer Typ vorherrschend. Der Thoravorhang der Synagogengemeinde in Langendorf D.-G. von 1783 (siehe Abb.) ist dafür ein gutes Beispiel. Ikonographisch finden wir die gleichen Kultomotive wie auf den Thoraschilden. Der weinrote Samtspiegel trägt in Gold- und Silberstickerei die von zwei Cherubim bewachte Bundeslade. Die beiden Säulen sind in einer bis zu 5 cm sich höhenden Reliefstickerei ausgeführt. Es wäre ein Irrtum, wenn man auf dem Überhang etwa aus den beiden Motiven des Siebenarmigen Leuchters oder des Tisches mit den 12 Schaubroten den Einfluß des Louis-Seize wahrnehmen wollte, da die straffe, gradlinige Stilisierung gerade dieser beiden Motive in gleicher Form früher und später sich wiederholt. Der Grundzug all dieser Stickereien ist bis tief in das 19. Jahrhundert hinein barock, was auch schon rein äußerlich in der Technik, in der Vorliebe für die auf plastische Wirkungen mit starken Schatteneffekten ausgehende Reliefstickerei zum Ausdruck kommt.

Mit dem zweiten abgebildeten Thoravorhang (s. Abb.) hat es eine besondere Bewandnis. Angeblich soll er aus einer Schlittendecke Napoleons gefertigt sein. Das ist auf keinen Fall richtig. Ursprünglich war dieser Vorhang eine rote Samt Tischdecke, die in den Ecken und Kanten die noch erhaltenen Blumenmotive aufwies. Der Spiegel war leer. Dieser wurde nun in Reliefstickerei mit dem die Gesetztaseln haltenden Löwenpaar und der Thorakrone besetzt, die Kanten wurden neu abgefäumt und unten ein Stück mit der Widmungsinchrift angelegt. In der eingerahmten Inschrift unterhalb der Gesetztaseln ist das Widmungsjahr 1804 angegeben. Der Stilcharakter der ursprünglichen Decke entspricht im Gesamtcharakter deutschen Arbeiten etwa um 1740. Die ausgezeichnete Stickerei, die wundervolle klare Durchbildung der Einzelmotive ist von erlesener Qualität. Das Motiv dieser Phantasieblumen ist jedoch nicht deutsch. Vielleicht haben wir es hier mit einer italienischen Arbeit zu tun.

Zum Schluß sei erwähnt, daß die Ausstellung noch Arbeiten von zwei mit Namen bekannten jüdischen Künstlern zeigte. Es handelte sich um einige, z. T. recht gute Bildnisse aus der Biedermeierzeit der Gebrüder Henschel in Breslau.

Diese Ausstellung hat bewiesen, daß der Gedanke, ein jüdisches Museum Ostdeutschlands in Breslau zu errichten, seine volle Berechtigung hat. Möchte er bald Wirklichkeit werden und den Osten um eine neue Sehenswürdigkeit bereichern.

Die Bilder sind uns liebenswürdigerweise aus dem Katalog des vom Verein „Jüdisches Museum Breslau“ in den Räumen des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer veranstalteten Ausstellung „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens“, verfaßt von Erwin Hünig, überlassen worden.

Das Krappitzer Heimatmuseum

Am schönen Oderstrand, woselbst Kalköfen und die Papierfabriken ihre Rauchschwaden weithin ins Land senden, liegt die Kleinstadt Krappitz. In den Sommermonaten bildet dieser Ort der herrlichen Promenadenanlagen, der Papierfabriken und anderer Sehenswürdigkeiten zufolge das Ziel vieler Ausflügler, Vereine und Schulen. Seit Oktober 1928 besitzt Krappitz ein Heimatmuseum, wie es sonst nicht in größeren Mittelstädten zu finden ist. Eigentümer desselben ist Rektor Strzala, z. Bt. in Krappitz, der seit früher Jugendzeit eine äußerst rege Sammeltätigkeit von Schmetterlingen, Käfern, Gesteinen usw. entfaltete und somit den Grundstock zu einem Heimatmuseum, das den Stolz der Stadt bildet, legte. Durch Austausch, Kauf, Schenkungen usw. wurde die Sammlung immer reichhaltiger.

Am 16. Oktober des Vorjahres erfolgte in Anwesenheit einer Anzahl prominenter Persönlichkeiten (Regierungsdirektor Dr. Weigel, Kreisschulrat Rogholt, Landrat Graf Matuschka u. a. m.) die feierliche Einweihung des in 2 Dachstuben des hiesigen Rathauses untergebrachten Museums. Beim Betreten desselben erwecken die zahlreichen, zum Teil auch seltenen Erzeugnisse aus dem Pflanzen- und Tierreich unser lebhaftes Interesse. 10 000 Pflanzen, darunter manche Raritäten, können hier bewundert werden. Weitere 4000 Pflanzen harren noch der Benennung. In mehreren Schaukästen sind die in Oberschlesien vorkommenden essbaren und giftigen Pilze untergebracht. Sehr zahlreich sind die pflanzlichen Produkte aus den ehemals deutschen Kolonien vertreten. Viel Bewunderung erregt eine Pflanze aus Palästina, sowie eine Distelart aus Australien. Beachtenswert sind u. a. auch die Wurzelwucherungen, Verwachsungen, Gallenbildungen usw. Des weiteren kann man seltene Gewürze aus den verschiedensten Erdteilen, Edelhölzer, ein Stück Holz aus dem Toten Meer, das sich vorwiegend durch seine Schwere auszeichnet, daselbst schauen. Reich ist auch die Tier- und Vogelwelt vertreten. Der zweite Raum birgt reiche Schätze aus dem Mineralreich, sowie unzählige Käfer und Schmetterlinge. Etwa 800 Arten von Fliegen, in- und ausländische Land- und Wasserwanzen, sowie hiesige und ausländische Wespen, Käfer, Spinnen, Libellen und noch andere Seltenheiten zieren jenen Raum, daneben Halb- und Edelsteine, die verschiedensten Versteinerungen aus dem Dramatal und den Krappitzer Kalksteinbrüchen, Verkfieselungen, Muscheln, Schnecken von der kleinsten Art bis zur größten u. a. m. Die Zähne des Mammut, sowie die anderen Teile des in vorisinfutlichen Zeiten lebenden Tieres dürften jedermann sehr interessieren. Neben anderen Raritäten zieren jenen Raum eine Mandarinenordenskette aus China, ein Bild in Elfenbeinschnitzerei, div. Wappen usw. Rektor Strzala, dem Besitzer des Museums, gebührt für seine Sammeltätigkeit Lob und Dank. Der Besuch kann jedermann nur warm empfohlen werden.

Faber-Krappitz.

Mitteilungen der Zentralstelle für Laienspielberatung Heimgarten / Neisse-Neuland

1. April

1929

Blatt 5

Volkslied.

„Zurück zu den Quellen! Zurück zu den ursprünglichen Lebenskräften unseres Volkes, zu seinen großen geistigen Schätzen! Dazu gehört auch das Volkslied, diese köstliche Blume, die den Wesensgründen des deutschen Volkes entsprossen, den ganzen Duft und die unvergängliche Frische des reinen, gesunden, frommen deutschen Glaubens und Liebens in sich trägt. Es ist wahrlich keine weltfremde Romantik, wenn wir zur Pflege dieser deutschen Werte aufrufen. Man dient in bestem Sinne seinem Volke, wenn man hilft, daß sein innerer Reichtum nicht verkümmere, daß die Lieder, Sprüche, Dichtungen, Länze, Sitten und Gebräuche, in denen sich das deutsche Gemüt seine wesensgemäße Form geschaffen hat, erhalten bleiben. Aus Leben geboren, wecken sie immer wieder schönes, reines starkes Leben.“

Besser kann man den Sinn aller Volksliedpflege wohl nicht darstellen, als es Klemens Neumann mit diesen Worten getan hat, die er seinem „Spielmann“ mit auf den Weg gab. Zugleich deuten sie auch an, welche innigen Beziehungen zwischen der gestaltenden Volksbildung und einer in richtige Bahnen geleiteten Volksmusikpflege bestehen. Unser heimgeganener Viedlerprofessor wußte es recht gut, warum er immer und immer wieder alle die mit dem Volkslied in lebendige Berührung brachte, die in den Heimgarten kamen, um sich selbst weiterzubilden oder um Hilfe in der Führung anderer zu suchen.

Seitdem Klemens Neumann diese Worte schrieb, sind Jahre vergangen, die für das Schicksal des deutschen Volksliedes von ganz ausschlaggebender Bedeutung geworden sind.

Bis dahin war es ja fast ganz vergessen, allenfalls war es seit den Tagen Herders und Goethes zum Gegenstand literarischen Interesses geworden. Nur noch ein spärlicher Rest des so reichen deutschen Volksliederschates war noch im Volk klingend zu finden, in erheblichem Maße nur noch in Gegenden, in denen dieses alte Volksgut infolge einer Abschnürung von heimatlicher Kultur sorgfältiger gehütet worden war, wie etwa in den sudetendeutschen Sprachinseln. Da brachte uns Klemens Neumann seinen „Spielmann“. Unter Walther Hensels Führung verbreitete sich immer mehr die Singbewegung, die in ihren Singwochen Menschen verschiedenen Alters und Berufes zu ernster musikalischer Gemeinschaftsarbeit zusammenführte. Frisch Jode entfaltete seine weitverzweigte Tätigkeit im Dienste des Volksliedes. Immer weitere Kreise erlebten die gemeinschaftsbildende Kraft der Musik, und so beginnt heute überall, wo Menschen miteinander singen, das Volkslied wieder lebendig zu werden und wieder „schönes, starkes Leben“ zu erzeugen, sei es auf froher Wanderung, in der Stille des eigenen Heims, im Vereinsabend oder in der Schule.

Freilich ist heute nicht mehr jedes Volkslied lebensfähig. Die Musik jeder Zeit hatte ihren soziologischen Hintergrund, und die Zeit, aus der uns so viele Volkslieder überliefert sind, hat mit der heutigen Lage kaum noch viel gemeinsam. Aber sind nicht die Tatsachen, daß Tausende das Volkslied wieder singen und es in den Lages- und Jahresablauf mit einbauen, daß Volksliedsingstunden im Radio begeisterte Zuhörer aus allen Schichten des Volkes hervorrufen, sind diese Tatsachen nicht Beweis

genug, daß es so viel überzeitlichen Wert und so viel Gegenwartsverbundenheit besitzt, daß es sich lohnt, ihm nachdrückliche Pflege angedeihen zu lassen? Was dabei dem heutigen Menschen nicht mehr entspricht, wird von allein den Weg zum Volk nicht finden oder sich selbst abschleifen.

Noch in anderer Hinsicht ist Auswahl notwendig: auch unter den Volksliedern gibt es Melodien und Texte, die minderwertig sind. Die Maßstäbe hierfür sind in den letzten Jahren strenger geworden, besonders seit Walther Hensel auf seinen Singwochen und durch seine „Lied und Volk“ genannte „Streitschrift wider das falsche deutsche Lied“ einen leidenschaftlichen Kampf gegen alles Unrechte und Unge-sunde in Volkstum und Lied begonnen hat. Die Neuaufgabe des „Spielmanns“ etwa zeigt ganz offenkundig derartige Einflüsse.

Und was vor allem notwendig ist: Ehrfurcht vor dem Lied. Es ist nicht zur Unterhaltung da. Es kommt nicht bloß darauf an, daß es gesungen wird; wichtiger ist, daß man durch das Lied zur Haltung kommt, aus der es entsprungen ist. Hier liegt der große erzieherische Wert des guten Volksliedes und des gemeinschaftlichen Singens.

Noch immer aber ist dieser Wert nicht überall in dem gewünschten Maße erkannt. Unser heutiges Blatt bringt deshalb einmal eine Übersicht über die Literatur, die Möglichkeiten einer vertieften Auseinandersetzung mit den hier vorliegenden Fragen, und Wege zu fruchtbringender Gestaltung des Volksliedsingens aufzeigt. Diese Aufstellung ist nur eine eng begrenzte Auswahl aus diesem, in den verflossenen Jahren fast unüberschaubar gewordenen Gebiet, und sie soll in erster Linie dazu dienen, zum Singen, nicht zur „Literatur“ zu führen. Nur erste Hilfe können diese Hinweise bieten; die Hauptaufgabe: die beglückenden und gestaltenden Kräfte aktiven Musizierens in immer weiteren Schichten zu wecken, wird auch weiterhin den Singwochen zufallen, die der Heimgarten künftig in regelmäßiger Weise veranstalten wird. Unterdesseu sei nicht vergessen, was Fritz Jöde in seiner Schrift über „Musik und Erziehung“ sagt — es werden hier wieder die Berührungspunkte der Singbewegung mit

den Bestrebungen der Erwachsenenbildung deutlich:

„Was nützt es, wenn wir für schlechte Lieder gute einsetzen, weil uns gesagt ist, sie seien gut, und pendeln doch in unserem übrigen Sein zwischen gut und böse hilflos hin und her? Was nützt es, wenn wir nur hören, diese Kammermusik sei besser als jene, und laufen blind dem Worte nach, ohne in unserem übrigen Leben bessere Wege einzuschlagen? Was nützt es, wenn wir nur die bisherige Musikerziehung durch eine andere ersetzen, vielleicht bloß, weil jene drückte und diese schmeichelt, ohne zu fühlen, daß Musikerziehung von Menschenerziehung im ganzen gar nicht zu trennen ist? Alles ist eitel, wenn sich nicht das eine erneuert, unser menschliches Sein, unsere Gesinnung.“

1. Zur Einführung in die Grundlagen:

1. Sahr, Das deutsche Volkslied. Sammlung Götschen Nr. 25 u. 132, Verlag W. de Gruyter & Co., Berlin W. 10. 4. Aufl. 1928, 2 Bde. 3 u. f. 250 S., (geb. je 1,50 M.)

Kurze, vortreffliche wissenschaftliche Einführung in das weite Gebiet des deutschen Volksliedes mit 100 gut ausgewählten Liedern (vollständige Texte und Weisen!)

2. Haus Mersmann, Das deutsche Volkslied. 1922. 50 S. mit 20 Bildern. Verlag Jul. Bard, Berlin W. 15, (brosch. 2,— M., gebd. 3,— M.)

Wohl die beste Darlegung der „zeitlosen Kulturwerte“ des Volksliedes, also „nicht vom rein historischen oder theoretischen Gesichtspunkte“ aus, sondern unserer Zeit wegweisend. Wesen, Entstehung, Verbreitung, Wort und Ton des Liedes als Organismus, Volkslied und Kunstmusik. (Mit zahlreichen Melodiebeispielen.)

3. Janiczek (Walther Hensel), Im Zeichen des Volksliedes. Ein Wegweiser für Heimat und Volk zu einer musikalischen Erweckung als notwen-

dige Vorstufe der Erneuerung. 1923, 110 S., Sudetendeutscher Verlag Fr. Kraus, Reichenberg. (Etwa 1,50 M.)

Aus praktischer Arbeit in schlichter Sprache.

4. Walther Hensel, Lied und Volk. Eine Streitschrift wider das falsche deutsche Lied. Neuauf-
lage 1928, 40 S. Verlag Joh. Stauda, Augsburg. (1,— M.)

Knapp gehalten, das Wesentliche herausstellend, durch Beispiele überzeugend, aufrüttelnd, in Liebe zu Lied und Volk zu uns allen gesprochen.

5. Helmuth Pommer, Des Volkes Seele in seinem Liede. 1926, 90 S. Bärenreiter-Verlag, Kassel. (2,70 M.)

Aus der Arbeit in deutschen Volks-
gesangsvereinen Österreichs hervorgegan-
gen, eine Einführung für Gesangsvereins-
leiter. (32 ausgewählte Liedbeispiele aus
Gegenwart und Vergangenheit, mit
Melodie und Text.)

6. Im Sängerbund-Kalender 1927
(D. S. B.) Verlag Dt. Sängers-
chaftsstelle, Wien 1,

bringt Dr. Karl Liebleitner („Vom
Singen des Volksliedes“) aus seiner
40-jährigen Praxis beherzigenswerte Ein-
sichten! „Am schönsten singt der Volks-
lieder, der sie am heissesten liebt.“

7. Olga Hensel, Vom Erleben des
Gesanges. Eine Hilfe zur
Stimmbildung. 1925. (35 S.).
Bärenreiter-Verlag, Kassel.
(1,50 M.)

„Dem Singen ist, so glauben und wissen
wir, ein köstlicher Teil gegeben an un-
seres Volkes Erneuerung. Und zu dem
Singen mit diesem hohen Ziel möge
auch, die ihr im Lied die deutsche Seele
sucht, das Büchlein helfen.“

II. Zum Aufbau:

An den Anfang der Liedersammlun-
gen dürfen wir die unseres heimgegangenen
„Spielmanns“ aus dem Heimgarten stellen:

1. Klemens Neumann, Der Spiel-
mann. Liederbuch für Jugend
und Volk (320 S.) 9. Auflage 1928
(101.—115. Tausd. Mainz, Matth.-
Grünwald-Verlag, (Ganzleinen,
Dünndruck 3,60 M.). Klemens
Neumann, Der kleine Spiel-
mann. Gleicher Verlag. (1,80 M.).
(Bei Sammelbestellung auf beide „Sp.“
Ermäßigung.)

Diese letzte, endgültige Neubearbeitung
des „Spielmanns“ bringt 275 einstim-
mige Lieder (mit Lautenbuchstaben). Fast
100 Lamen neu hinzu. Man hat diese
Ausgabe, „das beste deutsche Volks-
liederbuch“ genannt. Sie ist das Testa-
ment Prof. Neumanns an die Jugend
geworden. „Mit tiefem Dank wollen
wir seine Gabe empfangen: was der
„Spielmann“ durch sein persönliches
Wirken in lebendigen Seelen aus uner-
schöpflichen Quellen geweckt hat, das
soll als kostbares Erbe wachsen und
weiterbauen am neuen Werden von Lied
und Volk.“ Der „kleine Spielmann“
bringt eine Auswahl von 160 Liedern
mit ihren Weisen.

2. Joh. Hagfeld, Landaradei.
Benno Silber-Verlag, Augs-
burg (früher Volksvereinsver-
lag M. = Gladbach), (geb. 3,60 M.)
Enthält 370 Lieder, meistens mehrstim-
mig gesetzt.

3. Walther Hensel, Der singende
Quell. Bärenreiter-Verlag,
Kassel. (Kart. 1,— M.)

60 Lieder für Fahrt und Herberge in
einfachem, zweistimmig. Satz. — „Der
wandernden Jugend.“

4. Das Gesangs- u. Herberge-Herausgegeb.
v. kath. Jungmännerverband
im Jugendführerverlag, Düs-
seldorf. 1928. (Kart. nur 30 Pfg.)

Nur Texte von 100 ausgewählten ech-
ten Volksliedern; weist auf die Weisen
in oben genannten Liederbüchern hin.

5. Fris Jöde, Der Irrgarten.
1928. Georg Kallmeyer-Ver-
lag, Wolfenbüttel. (Kart. 1,50
M.)

160 Kanons für die Jugend. Aus allen Zeiten. Bei den verschiedensten Gelegenheiten zum fröhlichen Sang. (Auch der „Spielmann“ enthält 10 solcher „Singrädlein.“)

III. Zum Ausbau:

Volksliederansammlungen in mehrstimmigen Sätzen mit und ohne Begleitung von Instrumenten.

1. Friz Jöde, Der Musikant. Georg Kallmeyer-Verlag, Wolfenbüttel. Jedes Heft kart. 0,90 M., mit Leinenrücken 1.— M., Gesamtausg. 6 Hefte, Ganzleinen, Dünndruckpapier 6.— M.)

3. Heft: Alte und neue Lieder für Einzel-, Wechsel- und Chorgesang, ein- und zweistimmig und mit Instrumenten.

4. Heft: Volks- und Kunstlieder, meist in polyphonen Sätzen mit und ohne Begleitung von Instrumenten.

5. Heft: Lieder u. Gesänge alter Meister.

6. Heft: Ein- und mehrstimmige geistliche und weltliche Gesänge von Joh. Seb. Bach.

2. Kühn-Haupt, Klingende Heimat. Abt. III Schul- und Hausmusik zum Singen u. Spielen. Verlag Moriz Schauenburg, Pahr/Baden. (2 Hefte, je 0,70 M.)

Zwei- und mehrstimmige polyphone Musf. (50 und 40 Lieder).

3. Walther Hensel, Wach auf! Festliche Weisen in alten und neuen Tonsätzen, vom Turme zu blasen oder in Gemeinschaft zu singen. (Gebd. 4,80 M.)

Gruppen: Der Tag bricht an — Lob-singet! — Mit Pauken und Trompeten — Das Christkindlein — Leiden und Auferstehung — Die fröhlich Sommerzeit — Unser Frauen Lob — Ernste Töne — Volk in Not — Abendgang — Abschied — Gedenket des Todes — Empor die Herzen.

4. Walther Hensel, Das Aufrecht Fähnlein. Liederbuch für Studenten und Volk. (Gebd. 6.— M.) Fast 200 Lieder in meist dreistimmig. Satz.

5. Walther Hensel, Der Prager Spielmann. Ein Sing- und Spielbüchlein. (2,40 M.)

12 Lieder mit Instrumentalbegleitung oder in mehrstimmigem Satz, 10 Instrumentalsätze leichter Volkstänze.

6. Walther Hensel, Lerch und Nactigall. Ein Eingebüchlein für Mädchen. (0,80 M.)

7. Walther Hensel u. R. Nowak, Gudrun-Liederblatt.

Nr. 3—7 im Verlag Joh. Stauda, Augsburg.

(0,80 M.) Für Frauenstimmen.

8. Ad. Seifert, Der Rosenstrauch. Bärenreiter-Verlag, Kassel. (0,80 M.) Dreistimmig.

9. Friz Jöde, Frau Musica. Ein Singbuch fürs Haus, aus dem einstimmig und mehrstimmig zu singen und dazu auf allenlei Instrumenten zu spielen ist. Berlin SW. 68, Dt. Buch-Gem. 1929 (Halblederb. 7,80 M bis 31. 4., für Mitgl. nur 6,50 M), 522 S. 100 Abbildg.

630 Volkslieder und Lieder unserer Meister (Hofler, Praetorius, J. S. Bach, Schubert, Brahms ...) Drei Hauptgruppen: Tages-, Jahres- und Lebenskreis (Morgen, Schaffen, ... Scherz, Tanz, Abend / Weihnachten, Neujahr ... Wandern / Kinderspiel ... Heimat und Volk, dem Ewigen). Eine Fülle von Möglichkeiten des häuslichen Muszieren!

10. Bernh. Rieslich, Deutsche geistliche Gesänge für das ganze Kirchenjahr. 1928, Paderborn, Schöningh. (Ganzleinen 4,20 M.)

170 Lieder, ein- bis vierstimmig (vorläufig Ausg. A für gleiche Stimmen), einige mit Begleitung von Klavier, Orgel oder anderen Instrumenten. Sehr

zu empfehlende Sammlung. Gruppen:
 Advent — Weihnacht — Epiphanias —
 Vom Namen Jesu — Passion —
 Ostern — Himmelfahrt — Pfingsten —
 Dreifaltigkeit — Fronleichnam — Ma-
 rienlieder (20) — Zu den Engeln und
 Heiligen — Bitte, Lob und Dank —
 Von den letzten Dingen.

11. Hermann Müller, Kyroleis.
 Kleiner Psalter geistlicher
 Lieder. Matth. = Grünwald-
 Verlag, Mainz. (1,40 M und billiger.)
 Einzigartige Auswahl älterer Kirchen-
 lieder (50), in der Anordnung dem
 Kirchenjahr angepaßt, einstimmig, mit
 Lautenbuchstaben. Die Lieder sind sämt-
 lich auch in den älteren Auflagen des
 „Spielmanns“ enthalten, in der neuen
 zum Teil.

Hansmaria Dombrowski hat dazu
 Orgelbegleitungen für Kirche und
 Haus geschrieben. (Benno-Filser-Ver-
 lag, Augsburg, 1929, gebd. 5.— M.)
 In ehrfürchtigem Einhören und zuchtvoller
 Musizierfreude wird mit modernen Mitteln
 die herbe Schönheit der edlen Weisen offen-
 bar. Es entspricht dem Geiste der edlen
 Lieder, wenn dieses Werk in oft so schlichter
 Weise die Schwere und Statik der Akkor-
 säulen löst und vor der Melodie-Zerstückel-
 ung der üblichen Begleitung bewahrt.

12. „Friede sei mit Dir“. Kath. Ge-
 sang- u. Gebetbuch, 1928. Selbst-
 verlag Franz Hoffbauer, Op-
 peln, Porschtstr. (638 S., gebd. 4,50
 M. und billiger.)

Ausführliche Würdigung durch G. Strecke
 in „Oberschlesier“, Dez. 1928.

Aus dem gleichen Heft 12 des 10. Jahrg.
 sei auf das obereschlesische Volkslied-
 archiv in Beuthen O/S., Altes Stadt-
 haus, hingewiesen. (Vgl. „Oberschle-
 sische Volkskunde“, Heft 1/2,
 Beilage des „Oberschlesiens“, März-
 heft 1929.)

Durch die Empfehlungen 10—12 soll die Ein-
 heit des kirchlichen Singens nach dem Dörze-
 sangenbuch nicht gestört werden. Das geist-
 liche Volkslied trägt oft keinen ausgesprochen
 kirchlichen Charakter, sollte viel mehr daheim
 und in den Vereinen gesungen werden. Hier

bestand bis vor kurzem ein fühlbarer Mangel
 an wertvollen Ausgaben. Wenn aus beson-
 derem Anlaß auch in der Kirche ein neues
 Lied gesungen würde, wenn bei dem großen
 Mangel an liturgischen deutschen Singmessen
 z. B. in der Pfingstzeit die beiden Messlieder
 (Hoffbauer S. 57 u. 59) Aufnahme fänden,
 würde nichts zerstört, wohl aber aufgebaut.

IV. Zur Werkarbeit:

Gediegene „Fliegende Blätter“ in billigen
 Ausgaben.

1. Walther Hensel, Finkenstei-
 ner Blätter. „Lebendiges Lie-
 derbuch in monatlicher Folge
 für Jugend und Volk“. Bären-
 reiter-Verlag Kassel. (Jedes
 Heft 8 S. 20 Pfg.)

Bisher 5 Jahrgänge = 60 Hefte, die
 stets unter einem bestimmten Gesicht-
 spunkt zusammengestellt sind (z. B. Wan-
 derlieder, Morgenlieder, Weihnachts-
 lieder), in ein- bis vierstimmigen Sätzen,
 mit und ohne Instrumenten, oft mit
 Erläuterungen. „Die Finkensteiner Blät-
 ter“ wollen eine Art Elementarschule
 sein zur Pflege des Volksliedes. Diese
 Aufgabe erfüllen sie. In ihren laufen-
 den Gesamtjahrgängen bieten sie einen
 kostbaren Liederchatz.

2. Kleine Bärenreiterausgaben.
 Gleicher Verlag. (10—20 Pfg.)
 3. Die „Losen Blätter“ im Ver-
 lag Georg Kallmeyer, Wolfen-
 büttel (10, 15 u. 25 Pfg., bei größ-
 ter Ermäßigung.)

bieten in ihren bisher erschienenen (160)
 Nummern vom einstimmigen Lied bis zu
 reiner Instrumentalmusik die beste und
 größte Auswahl.

4. Die Singstunde, herausgegeb.
 von Fritz Jöde, ebenfalls bei
 Kallmeyer erschienen. (Jedes
 Blatt 5 Pfg., Abgabe nicht un-
 ter 20 Stück, bei Mehrbezug
 Ermäßigung.)

Einstimmige Volkslieder (auf mehrstimmige
 Bearbeitungen wird verwiesen),
 zur Massenverbreitung (für offene Sing-
 stunden, Singabende in Vereinen usw.)
 Nr. 2 enthält z. B. 6 Neujahrswünsche
 und einen Escherkanon.

M i t t e i l u n g e n / B ü c h e r e d e

Dr. B. v. Riehtshofen, *Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen?*

Kritik der vorgeschichtlichen Forschungsmethode an der Universität Posen. (Ostland-Schriften, herausgeg. vom „Ostland-Institut“ in Danzig, Heft 2) 50 Seiten.

Unter der Literatur der letzten Jahre, die auf die oberschlesische Heimat Bezug nimmt, ist oben genannte Schrift eine der wichtigsten, richtet sie doch in wissenschaftlich tiefgründiger Weise die tendenziöse Forschungsmethode gewisser polnischer Kreise, die darin besteht, unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Arbeit politische Hegarbeit zu treiben.

Der Professor für Urgeschichte an der Universität Posen, Dr. Rostrzewski, und seine Schule — Dr. A. Karpinska, Museumsleiter Pfarrer Dr. W. Lega und Kowalenko sind insbesondere die Träger der gekennzeichneten Tätigkeit. Ihre Arbeit fußt auf folgendem Trugschluß: Da verschiedene Teile Ostdeutschlands, Österreichs usw. in ur- bzw. frühgeschichtlicher Zeit von den „Urslawen“ und den Slawen besiedelt gewesen seien, habe Polen auf diese Gebiete ein altes unumstößliches Recht. — Es bedarf nicht vieler Worte, um die Hinfälligkeit dieses Satzes zu beleuchten. Mit gleichem Recht könnte beispielsweise Deutschland Teile Italiens oder Ungarns für sich fordern, siedelten doch da germanische Stämme. —

Es sind vor allem 4 Punkte, die von R. betont werden, um Polens „Recht auf die erwähnten Gebiete zu begründen“. Sie entsprechen natürlich keineswegs der richtigen wissenschaftlichen Auffassung. Vielmehr nimmt hierin die Schule R. in der europäischen Urgeschichtsforschung eine krasse Sonderstellung ein, die ihren internationalen Ruf immer mehr vermindert.

1) R. bezeichnet die Träger der sogenannten „Lausitzer Kultur“ (etwa 1400 — 500 v. Chr.) als „Urslawen“ und behauptet, daß sich die Heimat der Urslawen mit dem

Ausbreitungsgebiet dieser Kultur decke.

Die Mehrzahl der Gelehrten schreibt die erwähnte Kultur weder Germanen noch Slawen zu, sondern einem ausgestorbenen Volke, das den alten Illyriern nahestand. Auch die ausländische Forschung steht übrigens auf diesem Standpunkt, so beispielsweise Prof. Gordon Childe von der Edinburger Universität. Die meisten tschechischen Gelehrten und sogar polnische Forscher teilen diese Anschauung. Staatskonservator Dr. Czerwinski-Brünn schreibt: „... So ist z. B. die Verbindung der Slawen mit der Kultur der Urnenfelder (= Lausitzer Kultur) völlig verfehlt.“ Ähnlich äußert sich u. a. Prof. Roswadowski-Krakau.

2) R. bezweifelt den germanischen Charakter der Gesichtsurnenkultur (um 500 v. Chr.) und behauptet, daß sie nur in Niederschlesien aufträte, Oberschlesien aber nicht berührt habe.

In dieser Stellungnahme steht R. fast allein da, denn selbst seine Schülerin Dr. Karpinska bezeichnet die Gesichtsurnenkultur als germanisch. Auch der Versuch, die Kultur der Steinkistengräber auf Niederschlesien zu beschränken, trägt den Stempel der Unwissenschaftlichkeit. Ein bekannter Fundort der frühen Gesichtsurnenkultur, Raulwicz, Kreis Namslau, liegt nur 10 km von der oberschlesischen Grenze entfernt, und in Proschlis, Kr. Kreuzburg, und Oppeln fanden sich gesicherte Kulturreste der jüngeren Steinkistengräberkultur.

3) R. bestreitet das Abwandern der Träger der „Lausitzer Kultur“, jener angeblichen „Urslawen“, und betont, daß sie als Dienersicht unter einer „möglichstweise germanischen“ Herrenbevölkerung im Lande verblieben sei. (Wandalenzeit 1. Jhdt. v. Chr. — 5. Jhdt. n. Chr.)

Daß ein Teil der illyrischen Bevölkerung im

Land zurückblieb und sich beispielsweise mit den Frühgermanen vermischte, meinen auch deutsche Forscher — ein Beweis ihrer durch keinerlei politische Bestrebungen gefärbte wissenschaftliche Arbeitsweise. — Die Bodenfunde lassen aber erkennen, daß die Hauptmasse der *Illtyrie*¹ abwanderte und z. T. vielleicht auch zugrunde ging. Dafür kommen verschiedene Ursachen in Frage, nicht nur das Eindringen der Frühgermanen, vielmehr auch das der Skythen und Kelten, sowie wohl auch das Eintreten einer Klimaverfälschung. Wenn die „Urslaven“ als Unterschicht der Wandalen in Schlesien gelebt haben sollen, müßte man ihre Spuren aus dieser Zeit im Boden finden; das ist jedoch nicht der Fall, es werden aus diesem Abschnitt nur wandalische Überreste geborgen. Der polnische Forscher Dr. Jakimowicz in Warschau schrieb 1925, daß noch nirgends in Ostdeutschland slawische Funde bekannt seien, die sicher älter wären als aus dem 10. Jhdt.

4) R. übergeht die große Kulturarbeit der durch die eingewanderten Priester und die Kirche hergerufenen deutschen Rückwanderer und schreibt, daß polnische Siedler beispielsweise Glogau, Liegnitz, Breslau, Schweidnitz ... gegründet hätten.

Hier verlohnt es sich tatsächlich nicht, auf R.'s unsinnige Behauptungen einzugehen. Die historische Wissenschaft hat es hundertfältig aus schriftlichen Urkunden usw. nachgewiesen, daß Siedler aus Thüringen, Hessen, Franken usw., Schlesien kultivierten. — — —

Vorstehende Sätze werden genügen, um zu zeigen, wie unwissenschaftlich die Schule R. arbeitet und wie sich dagegen die deutschen Urgeschichtler in ihrer Forschertätigkeit durch keinerlei politische Tendenzen beeinflussen lassen. Was läge unsern Forschern z. B. näher als die „Lausitzer Kultur“ germanischen Stämmen zuzuschreiben. Und doch gibt es nur einen deutschen Gelehrten, der das tut. Jedoch besteht ein großer Unterschied zwischen diesen,

¹ Der Kürze halber werden hier die Träger der Lausitzer Kultur als *Illtyrie* bezeichnet, trotzdem das eine Arbeitshypothese ist. H.

Prof. Schuchardt und Prof. Kostrzewski. Schuchardt kam durch eine falsche Auswertung von Sätzen des Tacitus² zu obiger Ansicht und hat sie nie politisch ausgewertet.

G. Hoffmann.

*

In Heft 1 der „Ostlandschriften“ unterrichtet Th. Johannsen in tiefschürfender Weise über die Absichten, die Polen mit seinem Ostseehafen Gdingen verfolgt; es ist auch eine jener notwendigen Arbeiten, die unser deutsches Grenzlandgewissen schärfen dürften. Für uns Oberschlesier ist das aufschlußreiche Kapitel „Gdingen und Oberschlesien“ (die Kohlenmagistrate) besonders lehrreich.

Dr. Israel Rabin, Die Juden in Bülz, Buchdruckerei der Neustädter Zeitung, 44 Seiten.

Verf., Vom Rechtskampf der Juden in Schlesien (1582—1713), Selbstverlag des Verfassers, 84 S. u. Anhang.

Das kleine obereschlesische Städtchen Bülz im Kreise Neustadt war durch viele Jahrhunderte Zufluchtsstätte und Stützpunkt des Judentums, und die Erinnerungen von Bülz sind nicht nur eine wichtige Geschichtsquelle für das schlesische Judentum, sondern auch für die Heimatkunde und die schlesische Geschichte überhaupt. Wir müssen deshalb Dr. Rabin, der als Dozent am jüdisch-theologischen Seminar in Breslau wirkt, sehr dankbar sein, daß er dieses umfangreiche Arbeitsgebiet gründlich und gewissenhaft durchforscht und die Ergebnisse seiner Arbeit der Öffentlichkeit vorlegt. Das Büchlein „Die Juden in Bülz“, das noch durch einen wertvollen Bilder- und Urkundenanhang sich auszeichnet, kam anläßlich der 700-Jahrfeier der Gründung der Stadt Bülz heraus und gibt eine vollstündliche Darstellung der Geschichte der Bülzer Juden. (Vergl. weiterhin den Aufsatz von Dr. Rabin in diesem Heft.)

² C. Schuchardt, *Alteuropa*, 2. Aufl., Berlin 1926 (de Gruyter.)

Hans Heckel,
Geschichte der deutschen Literatur
in Schlesien. I.

(Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau 1929). Die Zeit, in welcher Literaturgeschichte nichts war, als eine Aufzählung von Namen und Büchertiteln, ist Gottseidank vorüber. Man hat begriffen, daß eine Erscheinung wie das Geschriebene — oder in älteren Zeiten gesagte, Wort nicht aus dem ganzen geschichtlichen Verlauf herauszulösen und für sich zu betrachten ist. Literatur, — da wir nun einmal diesen greulichen terminus verwenden müssen, — Literatur ist nichts als eine — neben anderen — Geistesäußerungen. Und eben so wenig wie man Malerei oder Plastik oder Musik oder das Recht gesondert für sich betrachten kann, ohne zu ganz verzerrten und schiefen Ergebnissen zu gelangen, ebenso wenig kann dies im Falle der Literaturgeschichte geschehen. Man darf nichts anderes tun, als sie einordnen in alle geistigen Zusammenhänge, um sie dann zu verstehen suchen — als eine Äußerung ihrer Zeit. Das trifft natürlich vor allem die Motive, welche in einer oder der anderen Zeit behandelt werden. Daß Lohenstein und — freilich nur nebenbei — Moscherosch, und dann nach anderthalb Jahrhunderten Heinrich v. Kleist, und heute wieder junge Dichter Arminius dichten, daß wird man nur begreifen, wenn man den geistesgeschichtlichen Ablauf begreift. Aber nicht nur die Fabel, auch das Formale wird nur in solchem Zusammenhang begriffen werden können.

Ich bin kein Literaturhistoriker; ich bin nur immer wieder gezwungen, das, was der Literaturhistoriker bietet, zu nützen und zu benutzen. Ich weiß deshalb auch nicht, ob das, was ich soeben als Forderung erhob, in unserer Literaturgeschichte bereits geschieht. Aber ich weiß, daß immer wieder, wenn man zu irgendwelchen Darstellungen griff, der Wunsch aufwachte, daß es geschehen möchte. Denn immer wieder wird Literaturgeschichte als solche getrieben, und es fehlen ihr die Bindungen zur allgemeinen und zur Geistesgeschichte. „Wenns hoch kommt, erhält man einmal in einem kurzen Kapitel einen „kulturgeschichtlichen Überblick“. Und dort

wird man mit allerlei Gemeinplätzen abgespeist, die einem wirklich nichts lohnen und nichts dienen. Man fühlt, das sind die Ruhepunkte der Darstellung; da sagt sich der Verfasser: uff! Für ca. zehn Seiten geht jetzt die Karre von allein. Es ist das ungefähr daselbe, als wenn in eine politische Geschichte ein Absatz „Kunst und Wissenschaft“ gerät, und man dort mit der fulminanten Tatsache beglückt wird, daß unter die nicht-nationalen, wenn auch bedeutenden Dichter der Jahre um 1800 ein Weimarerischer Minister Goethe gehöre. Was den erwähnten Fall in einer Literaturgeschichte betrifft, so halte ich dafür, daß solche „Überblicke“ der wichtigste Teil je eines größeren Abschnittes seien. Denn erst aus ihnen kann ein Verständnis der Dichtung sich entwickeln. Dichtung ist ja, wie schon gesagt, nicht etwas für sich Bestehendes, sondern Ausdruck der Zeit. Und wie kann ich den Sinn der Dichtung erfassen, wenn ich die Zeit nicht kenne? Nicht, daß man die Abweichungen der Fabel bei den jeweiligen Poeten mitteilt und registriert, ist so sehr wichtig, als daß man es versucht, zu zeigen, warum sie abweicht, und was der Sinn solcher Abweichung ist. Und daß man ein Verständnis der Form von innen heraus gewinnt.

Das sind viel Worte und viel Forderungen zu — wie ich glaube — Selbstverständlichkeiten. Aber es ist gestattet, dergleichen vorzuschicken, wenn man von einem Buch zu handeln hat, um sich die Situation vollkommen klar zu machen. Und wenn ich jetzt versuche, das für die Heckelsche Arbeit Charakteristische herauszustellen, dann wird uns diese Vorverhandlung gewiß von Nutzen sein. Das nämlich, was Heckels Buch von allen bis jetzt bestehenden schlesischen Literaturgeschichten — wir haben ihrer wenig genug — abhebt, das ist es eben, daß hier die Literatur in einem größeren Zusammenhange erscheint. Zuerst einmal als Lebensäußerung eines Volkes, des schlesischen Stammes, von welchem Heckel im Eingang handelt. Dann aber auch als das Ergebnis bestimmter geistiger Strömungen, als Äußerungen ihrer Zeit. Fruchtbar ist diese Betrachtungsweise in jedem Falle. Von außer-

ordentlichen Wert aber wird sie bei der Behandlung des Barock.

Die Darstellung des Barock ist in dem Heckelschen Buche ein Höhepunkt. Kein äußerlich — gehören ihm 203 Seiten von den 379 der Darstellung an, wobei man freilich berücksichtigen muß, daß in den reichlich zweihundert Seiten auch noch der Ausgang, die Jahre um Joh. Christian Günther, gegeben ist. Aber davon ganz abgesehen, — es handelt sich hier auch um die Zeit, in welcher Schlesien an vorderster Stelle marschierte, die deutsche Dichtung von Schlesien her Anreiz und Sporn empfing. Es ist hier nicht der Ort, von den Bedingungen zu sprechen, aus welchen eine solche Entwicklung möglich war. Gewiß liegt dem Erwachen, — worauf vor kurzem erst wieder Milch hinwies, — die religiöse Begabung des Schlesiens zugrunde.

Zum ersten Mal begegnet uns bei der Darstellung des Barock in einer schlesischen Literaturgeschichte der Ausdruck „Mystik“. Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß unabhängig von einander zwei Literaturhistoriker, in Gießen Vietor, in Schlesien Heckel, zur selben Zeit, fast in den nämlichen Wochen, erkennen, daß Schlesiens mystisches Schrifttum „für den Geist des barocken Zeitalters eines der wichtigsten Elemente werden sollte“. Und es gehört zum Vorzug der Heckelschen Arbeit, daß sie — wovon im Eingang die Rede war, — in Geist und Sinn der schlesischen Mystik hineindringt und sie darzustellen versucht, — soweit sich Mystik überhaupt jemals darstellen läßt. Wenn hierbei, zu diesem Kapitel, eine Bemerkung gestattet ist, so sei es die, daß zeitlich — und den inneren Zusammenhängen nach — man Mystik und Schwärmertum lieber im Abschnitt Spätrenaissance und Barock, als in dem vorhergehenden behandelt sähe. Denn sie gehört nicht mehr in das religiös erregte Zeitalter der Reformation; sie weist ins 17. ja weiter ins 18. Jahrhundert. Man könnte beinahe sagen, daß die Luthersche Reformation noch in das Mittelalter gehöre, aus den scholaistischen Ideen heraus verständlich ist, — daß aber mit diesen Schwärmern ein neuer Abschnitt beginnt. Daß hier die neue Zeit beginnt.

Die Gegenwart. Denn es ist m. E. das Entscheidende, daß jetzt auf einmal der offenbarte Gott zurücktritt vor dem erkannten Gott. Und daß die Schrift zurücktritt vor der Forschung. Das fängt bei diesen Schwärmern an, gewinnt Gewalt — und formt zuletzt die heutige Zeit, in welcher Erkenntnis und Forschung alles ist, und Offenbarung in ihre letzten Zufluchtsorte vertrieben wird.

Ich habe das deshalb betonen wollen, nicht um dem Heckelschen Buch etwas am Zeuge zu flicken, — es wäre böswillige Krittellei, aus solchen Dingen eine Verurteilung zu zimmern, und diese ausgezeichnete Arbeit hätte das wahrlich nicht verdient, — ich sage das nur, weil mir notwendig scheint, einmal ganz deutlich auszusprechen, daß diese Dinge nichts Totes und Vermorschten darstellen, sondern daß wir auf ihnen bauen, daß unsere Zeit ohne das 16. und 17. Jahrhundert nicht wäre. Und daß wir deshalb verpflichtet sind, uns einmal recht angelegentlich mit alledem auseinanderzusetzen. Wozu das Heckelsche Buch der beste Helfer und Führer ist. Peuckert.

„König Europa“, ein Stück unserer ober-schlesischen Schriftstellerin Gertrud Niebuhr, wurde mit dem 2. Preis ausgezeichnet, den der V. D. A. (Verein für das Deutschtum im Ausland, Deutscher Schulverein) für Schülerpiele 1928 ausgeschrieben hatte. In der Prüfungskommission saßen u. a.: Börris von Münchhausen, Hans Johst, Friedrich Perkonig und Dr. Hans Runtzen.

Das schöne Werk ist bei Ludwig Boggenreiter (Pfadfinder-Verlag) Potsdam, erschienen und für 0.80 M. zu haben.

„Der produktive Mensch, ein Volkserziehungsproblem“,

erschienen im Verlage von Franz Goerlich, Breslau, hat Schulrat Ernst Weyher zum Verfasser, der als tüchtiger Schulmann sehr viele Jahre seines arbeitsreichen Lebens in Oberschlesien wirkte. Die kleine Schrift ist die Wiedergabe eines Rundfunk-Vortrages des Königsberger Senders und mahnt eindringlich, neben der mate-

riellen Produktion die Erziehung zum produktiven Tatmenschen, die Sorge um die menschliche Seele nicht zu vergessen.

Im gleichen Verlage ließ Ernst Wenher anlässlich seines 60. Geburtstages eine zweite Broschüre „Heimat, Heimat!“ erscheinen, eine ethische Betrachtung über den Begriff und den Wert der Heimat und die Erziehung zu ihr, herausgearbeitet aus eigenen Lebensschicksalen. Aber seine oberschlesische Wirksamkeit schreibt der jetzt in Allenstein antierende Verfasser: „Unter den vielen lieben, guten oberschlesischen Menschen mit ihren treuen warmen Herzen, ihrer schnellen Auffassungsgabe und ihrer stark lustbetonten Arbeitskraft eroberten wir uns bald eine neue zweite Heimat, in der ich mit meiner Familie 18 Jahr zwar schwerer Arbeit, aber doch starker innerer Befriedigung gelebt und gewirkt hatte, bis ich auch aus dieser mühsam erarbeiteten Heimat infolge der politischen Verhältnisse (Abtretung der Stätte meiner Wirksamkeit — es handelt sich um Myslowitz — an Polen) vertrieben wurde und als Flüchtling nach Ostpreußen kam“.

Die Schrift gedenkt u. a. mit Wärme der heimattreuen Bewegung in Oberschlesien, der ja auch der Verfasser tatkräftig diente und der Mission der Heimatzeitschriften. Scz.

Die Tierwelt Deutschlands und der angrenzenden Meeresküste

nach ihren Merkmalen und nach ihrer Lebensweise. Herausgeg. von Professor Friedrich Dahl. G. Fischer, Jena.

6. Teil. Zweiflügler oder Diptera 1, Agromyzidae (80. Fam.) von Dr. Martin Hering, 1927. 172 S. Preis RM. 9.—.

11. Teil. Zweiflügler oder Diptera 2, Allgemeiner Teil von Fr. Hendl, 1928. 135 S. Preis RM. 8.—.

13. Teil. Zweiflügler oder Diptera 3, Mus-

cidae. Von D. Karl (Stolp) 1928. 135 S. Preis RM. 15.—.

Wenn die Fliegenfauna unserer Heimat noch sehr mangelhaft erforscht ist, so liegt das zum größten Teil an dem Fehlen von bequemen Bestimmungswerken für diese Insektenordnung. Der entomologische Heimatforscher muß deshalb das Erscheinen dieser 3 Teile von Dahls „Tierwelt Deutschlands“ besonders begrüßen. Fr. Hendl gibt im 11. Teil des Gesamtwerkes eine Einführung in die äußere Morphologie des Fliegenkörpers, sowie in das System der Fliegen. Brauers Zweiteilung der Ordnung in Orthorhapha und Cyclorhapha wird aufgegeben und unter hauptsächlichster Zugrundelegung imaginaler Merkmale werden die Unterordnungen der Nematocera und Brachycera aufgestellt und ein unserer gegenwärtigen Kenntnis entsprechender Stammbaum konstruiert, wie auch im morphologischen Teil stammesgeschichtliche Gesichtspunkte im Vordergrund stehen. Daran schließen sich ausführliche Bestimmungstabellen der Imagines und Larven aller deutschen Fliegenfamilien. (74 S.)

— Teil 6 des Werkes behandelt die interessante Gruppe der Agromyzidae, deren Larven durch ihre in Laubblättern minierende Tätigkeit frühzeitig die Aufmerksamkeit der Entomologen auf sich gezogen haben, so daß gerade diese Familie gründlich erforscht ist. Im 13. Teil liegt eine Bearbeitung der 90. Familie, der Musciden, vor. Gerade dieses Werk wird vielen gelegen kommen, hat doch von der Bearbeitung dieser uns auf Schritt und Tritt begegnenden Gruppe der „Fliegen im engeren Sinne“ nur das Fehlen eines bequemen Bestimmungswerkes abgehalten. Die Art Diagnosen sind ausführlich, und die Bestimmung wird durch ökologisch-biologische Angaben und über 100 Abbildungen unterstützt. Auf 232 Seiten werden sämtliche deutschen Arten (gegen 80 Gattungen mit über 500 Arten) behandelt. R.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Kolonoswka D/Schl. zu richten.

Arahne — Großmutter — Mutter und Kind
 Im trauten Heim beisammen sind,
 Vergnügt ist ihr Blick — froh ihr Wesen,
 Warum — —? Weil alle es lesen:

Paul Kiker's



Sagen aus den schlesischen Waldbergen

Es enthält keine Märchen, sondern Sagen, die der Verfasser von der Quelle,
 aus dem Volke geschöpft hat und die er in leicht faßlicher Weise wiedergibt.
 Das Buch ist in Ganzleinen gebunden, hat 274 Seiten Text und ist reichlich mit Illustrationen
 versehen. Es eignet sich in hervorragender Weise zu Geschenken für die Jugend. Aber auch der
 Erwachsene wird es nicht aus der Hand legen, ohne von seinem Inhalt voll befriedigt zu sein.

Preis RM. 4.50

Zu beziehen in allen Buchhandlungen oder direkt beim

Verlag „Deutscher Wille“ G. m. b. H.
 Birkenwerder bei Berlin.

OBERSCHLESIER!

Die einzige Funkzeitschrift, die Eure Interessen beim
Schleifischen Rundfunk sachlich u. zielbewußt vertritt, ist die

Ostdeutsche Illustrierte Funkwoche

Herausgeber: FRITZ ERNST BETTAUER

Im Straßen- und Buchhandel überall zu haben.



Auch in Gleiwitz

Telefunken-Sender

darum verwendet nur



TELEFUNKEN -

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher,
Kondensatoren, Körting-Transformatoren

überall erhältlich

Telefunken - Generalvertretung für ganz Schlesien

Rundfunk G. m. b. H.

BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.

Fernruf Stephan 37089.

OPPELNER KAFFEE-RÖSTEREI ERNST HERRMANN - OPPELN

Telefon Nr. 193

Krakauer Straße 37

Telefon Nr. 193

DER GUTE BOHNEN-KAFFEE

von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma in den
Preislagern von Mark 2,80 bis Mark 4,60 per Pfund

Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.

Hansabank Oberschlesien

*Aktiengesellschaft
Beuthen O.-S.*

*Zweigstellen in
Gleiwitz, Hindenburg
Kreuzburg, Oppeln
Rosenberg*

*Depositenkassen
in Landsberg
Mikultschütz
Pitschen*

*Ausführung sämtl.
bankmäßigen
Geschäfte
zu vorteilhaften Bedingungen*



MASCHINENFABRIK KAPPEL-CHEMNITZ



Uhren,
Gold- und
Silberwaren
gut und preiswert
bei

C. H. Hauschild
OPPELN

Tel. 510 Krakauer Str. 32 Tel. 510
Eigene Reparaturwerkstatt!

Schütze Dein Auge!

Rat und Hilfe durch die

Optische Zentrale

Inh. C. H. Hauschild, Oppeln
Krakauer Strasse 32 — Tel. 510

Brillenlieferung für sämtl. Krankenkassen
Billigste Preise!

Alle Rezeptsachen u. Reparaturen sofort

Die Programme

*der Schlesischen Sender
werden reichhaltig
illustriert und erläutert
in der*

Schlesischen Funkstunde

*dem einzigen offiziellen
Organ der Schlesischen
Funkstunde A. G.*

*Schlesischer Funkverlag
G. m. b. H.*

Breslau 18/ Im Sendehaus.

*Röhrengerätbesitzer lesen
Ausgabe B mit genauem
Europaprogramm!*

Schlesische Monatshefte

**Eine Heimatzeitschrift von wirklich
ausgeprägter und hoher Eigenart**

nicht nur eine erstklassige, reich illustrierte Heimatkunde moderner Haltung, sondern zugleich ein Sprechsaal für alle die namhaften Schlesier und über Schlesien schreibenden Fremden, die unsere provinzielle Kultur mit der gesamtdeutschen und europäischen verbinden.
(Aus unserer Anerkennungsmappe)

**Das repräsentative Organ für
Kultur und Schrifttum der Heimat**

Monatlich 1.— RM. Probeheft und Prospekt bei Bezugnahme auf diese Anzeige frei durch den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Schuhbrücke 83

Zur Hundertjahrfeier 1928



Karl Kobald

Franz Schubert

496 Seiten, 70 Bilder und 2 farbige Tafeln
Geh. RM. 7.—, Leinen RM. 10.—

Schubert, und als Hintergrund das Wien der Biedermeierzeit, die lieblichste und entzückendste Kulturepoche der alten Kaiserstadt, konnte keinen gemütvolleren und sachkundigeren Biographen finden als Kobald, dessen reich illustrierter „Beethoven“ — vier Wochen nach Erscheinen schon im 5.—9. Tausend — sich andauernd im In- und Ausland der größten Nachfrage erfreut.

In guten Buchhandlungen erhältlich!

Amalthea-Verlag

Zürich-Leipzig-Wien.

Die gediegene Geschäftswelt

*gibt ihre An-
zeigen dem*

„Oberschlesier“

*Man verlange den
Anzeigentarif!*

Kindermeßbüchlein

zur stufenweisen Einführung in Wesen
und Texte der heiligen Messe und in
den Gebrauch der Laienmeßbücher

herausgegeben von Pius Bihlmeyer O.S.B.

Schott Nr. 6

für Unterklassen

Das Kind bei der heiligen Messe

Ganz einfache kindertüm-
liche Meßgebete mit vielen
zum Teil farbigen Bildern

104 Seiten

Geb. in Halbleinw. 1 M., in Leinwand 1.40 M.

Schott Nr. 7

für Oberklassen

Zum Altare Gottes will ich treten

Viele liturgische Meßgebete, dem
Verständnis der Kinder ent-
sprechend gekürzt; 17 Bilder

296 Seiten

Geb. in Halbleinw. 2 M., in Leinwand 2.50 M.

Verlag Herder / Freiburg im Breisgau



Erdmann Raabe

Oppeln

Graphische Kunstanstalt

Buchdruck • Steindruck • Lithographie
Buchbinderei • Alle vorfindenden Arbeiten
prompt u. preiswert • Verkauf aller Papiere
Bürobedarf • Büromöbel
Photographischer Bedarf

Hospitalstraße Nr. 1

Ring Nr. 16

Fernruf Nr. 23

ZUM ABSTIMMUNGSTAG AM 20. MÄRZ ERSCHIEN:

**HEINRICH
OTTO
OLBRICH**



**DER
LEIDENSWEG
DES OBER-
SCHLESISCHEN
VOLKES**

**DIE GESCHICHTE DES OBERSCHLESISCHEN VOLKES
VON DER REVOLUTION BIS ZUR TRENUNG.**

Preis in Ballonleinen RM. 6,—, steif broschiert RM. 4,50.

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG, Breslau u. Oppeln